25/1989 PREIS 0,80 M

DDR ISSN 0427-5217

FREIE Welt

Erstmalig in der DDR.
Stalin und sein Sozialismus in einer mehrteiligen FW-Serie

Väterchen und Söhne

Fotos: Archiv

La Maison Commune

Vom Atlantik

Im Pariser Élysée-Palast verfolgten François Mitterrand und Michail Gorbatschow am 4. Oktober 1985 die Unterzeichnung eines Fünf-Jahres-Abkommens über wirtschaftliche Zusammenarbeit zwischen Frankreich und der Sowjetunion (Foto). Ein weiterer Stein war ins Fundament dessen gelegt, was auch in Paris heute ganz selbstverständlich „La Maison Commune" genannt wird – das gemeinsame Haus Europa. Ausgiebig hatten die beiden Staatsmänner bei ihrem ersten Treffen darüber gesprochen, was getan werden kann, um De Gaulles Vision eines Europa „Vom Atlantik bis zum Ural" Realität werden zu lassen. Vor der Weltpresse hoben beide anschließend hervor, daß Ost und West in ständigen Dialog treten müssen. Mitterrand nannte den Hauptinhalt des in Paris gemachten Anfangs: „Vor allem Abrüstung, Kräftegleichgewicht, Frieden und die Bedingungen für seine Erhaltung, das Ausschalten des Kriegsrisikos."

Damals gab es in Frankreich nicht wenig Skepsis, ob ein grundlegender Wandel im Ost-West-Verhältnis, die Überwindung der Spaltung unseres Kontinents erreichbar sind. Schließlich stand das neue Denken – hüben wie drüben – noch ganz am Anfang. Wenn in Frankreich von Europa gesprochen wurde, meinte man zu jener Zeit fast immer nur die EG.

Vier Jahre später, kurz vor dem EG-Gipfel in Strasbourg, sagte Mitterrand: „Es ist nicht mehr möglich, die Gemeinschaft zu entwickeln, ohne die Beziehungen mit dem Osten im Kopf zu haben." Und so traf er sich drei Tage vor diesem Gipfel in Kiew zum fünften Male mit Gorbatschow. „Wir haben uns einer tiefgreifenden Analyse der Wurzeln des Wandels in Europa gewidmet", sagte er danach den Journalisten.

Gorbatschow hatte kurz zuvor in Rom angeregt, daß 1990 ein „Helsinki II" stattfindet. Mitterrand befürwortete dies in Kiew: „Das ist der einzige Rahmen, in dem alle sprechen können, und der auf dem Prinzip der Unverletzlichkeit der Grenzen beruht, die man nicht einfach antasten kann, selbst wenn sie nicht ewig sind."

In Kiew wie in Paris und wohl auch in Bonn verstand man gut, wer und was gemeint war. Schließlich hatte Mitterrand – in voller Übereinstimmung mit Gorbatschow wie mit praktisch allen westlichen Partnern Frankreichs – zuvor wiederholt erklärt, daß die in der BRD hektisch in die Debatte geworfene Frage einer „deutschen Wiedervereinigung" nicht aktuell ist.

Von Beginn an hatte Mitterrand der Volksbewegung zur grundlegenden Erneuerung des Sozialismus in der DDR Respekt, ja man kann wohl sagen, Sympathie bezeugt. Am Vorabend des Pariser EG-Sondergipfels vom 18. November schrieb Frankreichs Präsident in einer Botschaft an Ministerpräsident Hans Modrow: „Wichtige Maßnahmen werden gerade als Antwort auf die Erwartungen ihrer Mitbürger getroffen. Ihr Engagement zugunsten demokratischer Reformen kann nur zu neuen Fortschritten in diesem Sinne beitragen. Ich wünsche Ihnen in dieser Hinsicht einen vollen Erfolg."

Beim Gipfel selbst setzte sich Mitterrand für eine Unterstützung dieser Entwicklung in der DDR durch engere Kooperation der EG mit ihr ein. Wenige Tage darauf wurden bei bilateralen Wirtschaftsgesprächen in Paris erste konkrete Schritte vereinbart, langfristige Perspektiven abgesteckt. Unmittelbar nach dem Arbeitstreffen Modrow–Kohl in Dresden kommt Frankreichs Präsident nun vom 20. bis 22. Dezember zum Staatsbesuch in die DDR.

Daß auch er zum Bau des „Maison Commune" beitragen soll, steht außer Frage. Seine Position dazu hatte Mitterrand im Juli, zu Beginn seiner Präsidentschaft im Rat der EG, in einem Interview so umrissen: „Das ist eine schöne Formel und ein gutes Projekt. Aber die europäische kommunistische Welt ist von Natur aus unserer Art des Denkens und des Lebens im Westen sehr unähnlich. Das gemeinsame Haus wird schwierig zu errichten und der gemeinsame Besitz schwierig zu verwalten sein. An sich, meine ich, handelt es sich um eine wünschenswerte Perspektive ..."

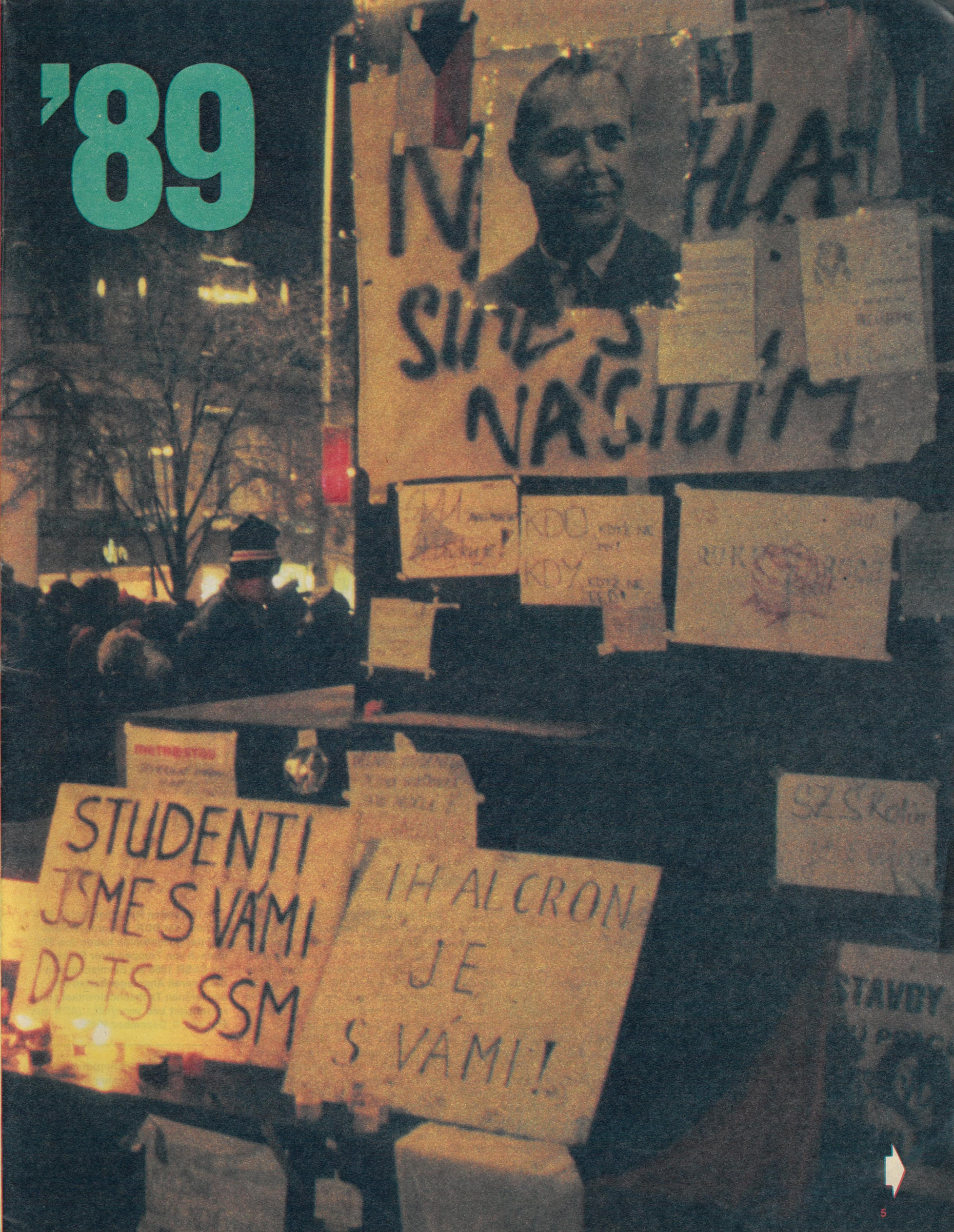
Dr. Claus Dümde, Paris

Foto: Zentralbild

bis zum Ural

Kerzen zu Füßen des Heiligen Wenzel, Hunderttausende auf dem Letna-Plateau – Das Volk steht auf, der Sturm bricht los! Heiße Tage im frostklirrenden Prag erlebten Günter Gensicke (Text) und Volker Hohlfeld (Bild)

'89



Prag '89

Kalt, bitter kalt pfeift der Novemberwind durch Prag, und schon bald verfluche ich meine halsbrecherische Klettertour an der im Frost geradezu klirrenden Stahlkonstruktion des Stadions auf dem Letna-Plateau. Nur eine halbe Stunde später wäre das nicht mehr nötig gewesen: da wird uns DDR-Journalisten das Betreten der Tribüne dieser seit 20 Jahren größten Prager Demonstration freizügig gestattet. Der Berliner Presseausweis wirkt wie ein „Sesam öffne dich", mehr noch – die Hüter des Bürgerforums klopfen uns, und das sehr im Gegensatz zu denen aus Tausendundeiner Nacht, auf die Schultern, begeistert und ebenso euphorisch wie die 750 000 Leute auf dem Platz. Ihr „Wie in der DDR" hören wir dann allerorten, bald aber mit dem Zusatz: „In Polen dauert's Jahre, in Ungarn Monate, die DDR brauchte Wochen – wir machen's in wenigen Tagen". Doch vorerst zurück zur Tribüne, wo erbarmungslos der Sturm heult und zugleich Wind gesät wird: Noch nie in meinem Leben war ich Zeuge einer derart meisterhaften Übertragung des Willens einer Gruppe auf das Wollen Hunderttausender. Václav Malý, katholischer Priester und Sprecher des Bürgerforums, spielt (man verzeihe mir den befremdlichen Vergleich) auf den Massen zu seinen Füßen wie auf einem Instrument – er läßt sie lachen und weinen, singen und beten, er entfacht wütende Sprechchöre und bewirkt atemlose Stille. „Machen wir nicht eine fröhliche Revolution?" ruft er ins Mikrofon nach der verblüffenden Entflechtung des Gedränges vor der Tribüne. „Hier ist die Mitte", zeigt er von oben her, „wer rechts davon steht, geht vier Schritte nach rechts, die anderen nach links. Achtung! Eins – zwei, eins – zwei!" Und Hunderttausende weichen jubelnd zurück.

Eine fröhliche Revolution? Ausgesprochen lustig hatten sich die Ereignisse in Prag nicht eben angelassen – auch die DDR-Medien haben über die Studentendemonstration am 17. November berichtet. Lassen wir das also aus. Hinzuzufügen aber wäre: niemand hatte mit dem brutalen Polizeieinsatz gegen die Studenten gerechnet, und die „Charta 77", die heute den Kern des Bürgerforums bildet, einer losen Organisation von früher illegal

„Die führenden Repräsentanten Bulgariens, der DDR, Ungarns, Polens und der Sowjetunion haben den Einmarsch von Truppen ihrer Staaten in die ČSSR 1968 als Einmischung in die inneren Angelegenheiten der souveränen Tschechoslowakei charakterisiert und verurteilt." (ADN aus Moskau, 5. Dezember 1989)

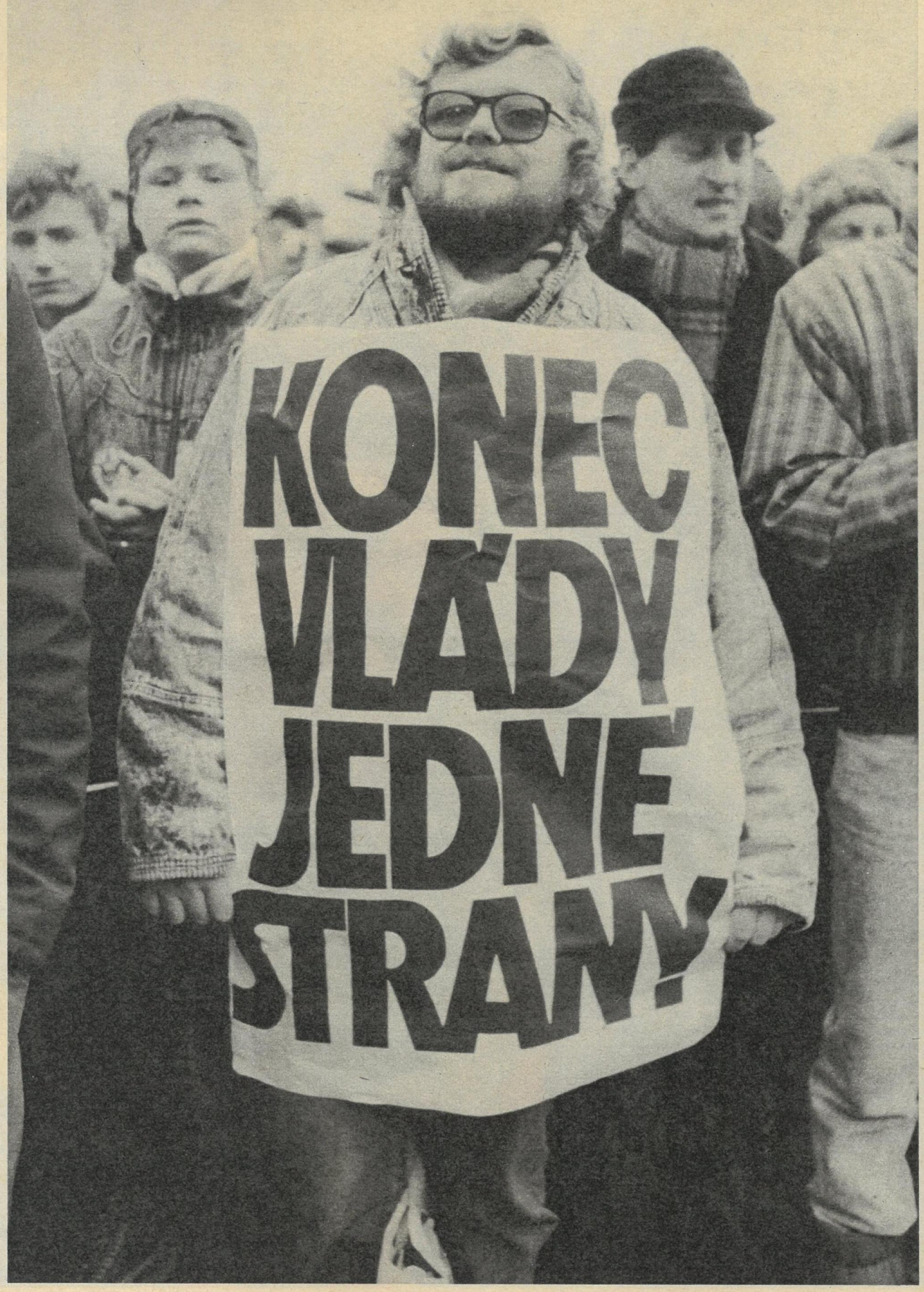
tätigen Gruppen und Vertretern aller Gesellschaftsschichten, auch von Mitgliedern der KPTsch, war von der explosionsartigen Entwicklung der Ereignisse ebenso überrascht worden wie die politischen Parteien. Doch während das „Rudé Právo“ noch von Provokationen sprach, von ausländischer Einmischung, während ČSR-Ministerpräsident Pitra zu Besonnenheit aufrief und das Innenministerium die Meldung vom Tod des Studenten Šmid dementierte, erfaßte der Proteststurm schon das ganze Land. Tausende versammelten sich auf dem Wenzelsplatz, die Studenten rüsteten zum Streik, Künstler erklärten ihre Solidarität, Betriebskollektive stellten sich hinter die Forderungen der Hochschulen. Da sprang die „Charta 77“ auf den immer schneller fahrenden Zug auf, bildete am 19. November das Bürgerforum und setzte sich vehement an die Spitze der Bewegung. Nun erschienen Losungen auf den Straßen, die weit über die anfänglichen Forderungen der Studenten hinausgingen: Rücktritt der KPTsch-Führung, Bildung einer Koalitionsregierung, Verzicht auf die führende Rolle einer Partei und entsprechende Änderung der Verfassung, Demission des Prager Parteichefs Štěpan, der auch der Korruption beschuldigt wird, Abschaffung der Privilegien, wirkliche Demokratie, freie Wahlen.

Urplötzlich und gänzlich unvorbereitet sah sich das KPTsch-Präsidium an den bröckligen Rand des Abgrunds gedrängt, den es durch mangelnde Konsequenz bei der Realisierung der 1986 beschlossenen politischen Reformen, durch Beibehaltung stalinistischer Strukturen, durch inkompetentes Einmischen in die Belange der Regierungen selbst gegraben hatte. In den Schatten gedrängt wurden die Fortschritte im ökonomischen Bereich, die durch Reformprozesse zur Intensivierung der Wirtschaft und Demokratisierung ihrer Planung und Leitung zweifellos erreicht waren. Ökonomische Perestroika, so zeigte sich, muß von politischen Reformen begleitet sein, sonst bietet sie nur Teillösungen – notwendig ist nicht die Reparatur, sondern die Neuformierung des Sozialismus.

„Wirkliche Demokratie und freie Wahlen“, verlangt der erstaunlich bärtige Herr Russenko, den ich auf der Straße anspreche, vor der winddurchwehten Tribüne. Was er denn unter dieser Art Demokratie verstehe? Jeder Bürger, jede Nationalität müsse wahrhaft frei sein, ruft er durch das wirre Haar, neu zu wählen sei das Parlament, abzutreten habe jeder, der sich diskreditiert hat, und gebildet werden müsse eine Koalitionsregierung, in der alle Parteien, alle neu formierten Initiativen vertreten sind. Und auf meine Frage hin, zögernd: „Wir sind auch nicht dagegen, wirklich

Prag '89

aufrichtige Kommunisten zu wählen.“ Adamec? „Wenn wir den Rücktritt der Regierung verlangen, dann den aller Mitglieder!“ Da aber spricht schon Václav Havel, die 750 000 rufen in donnerndem Chor seinen Namen, und man versteht ihn nicht recht, trotz der von den Rockgruppen Prags aufgetürmten Tontechnik. Doch dann: „Die Umformierung des Parteipräsidiums ist nur ein Trick.“ In der Nacht hatte die KPTsch-Führung neben dem Generalsekretär eine ganze Gruppe von Mitgliedern verabschiedet. „Die Machtinstrumente bleiben in den Händen der Neostalinisten!“ „Schande, Schande!“ skandiert die Menge. „Doch keine Angst: sie werden nicht lange regieren!“ „Wir fürchten uns nicht, wir fürchten uns nicht“, ruft der Platz. „Der einzige Mann aus der Führung aber, der das Gespräch mit uns gesucht hat, war Ministerpräsident Adamec.“ Erwartungsvolle Stille. „Ihn sollten wir heute unterstützen!“ „Adamec, Adamec“, hallt es in den frostklaren Himmel. „Ist euch denn nicht kalt da unten?“, fragt Malý dazwischen, und „Das macht doch nichts, das macht doch nichts“ tönt die vieltausendfache Antwort. Ich aber merke mir das Wörtchen „heute“, das Havel vor die Unterstützung von Adamec gesetzt hat, und konzentriere mich auf Alexander Dubček, angekündigt von jubelndem Applaus. Der Mann aus Bratislava aber, 68 Jahre nun, Zentralfigur des „Prager Frühlings“ 1968, ist nicht mehr der Tribun von damals. Er wiederholt, was er am Tag zuvor auf dem Wenzelsplatz gesagt hatte, und er wird auch am morgigen Sonntag nichts anderes anbieten als das von gestern und heute: Dubček ist alt geworden, ein grauer, wenig flexibler Mann, die Menge ruft ihn zwar auf den Präsidentenstuhl, doch glaubt keiner so recht daran. Er fordert Vergeltung für 1968, er aktiviert Erinnerungen an rollende Panzer, er mobilisiert, und deshalb ist er nützlich. Und er führt das Wort vom „Sozialismus mit menschlichem Antlitz“ im Gepäck, als einer der wenigen auf den Bürgerforum-Tribünen, von denen aus nicht nur Václav Havel erklärt hatte, der Begriff „Sozialismus“ gehöre, diskreditiert und entstellt, nicht mehr zu seinem Wortschatz. Dies übrigens ist einer der Unterschiede zur Entwicklung in der DDR: das Aktionsprogramm des Bürgerforums, vorgestellt bereits am Sonntag auf der allabendlichen Pressekonferenz – sehr im Gegensatz zur sprach- und konzeptionslosen KPTsch, die ihr Programm erst Ende Januar auf einem Sonderparteitag vorlegen will (!) –, enthält keinen Punkt, in dem von Neuformation des Sozialismus, in welcher Form auch immer, die Rede ist. Die Chefs vom Forum, der gegenwärtig wohl einflußreichsten Kraft im Lande, fordern bürgerliche Rechte und Freiheiten, und sie setzen auf Marktwirtschaft, mit



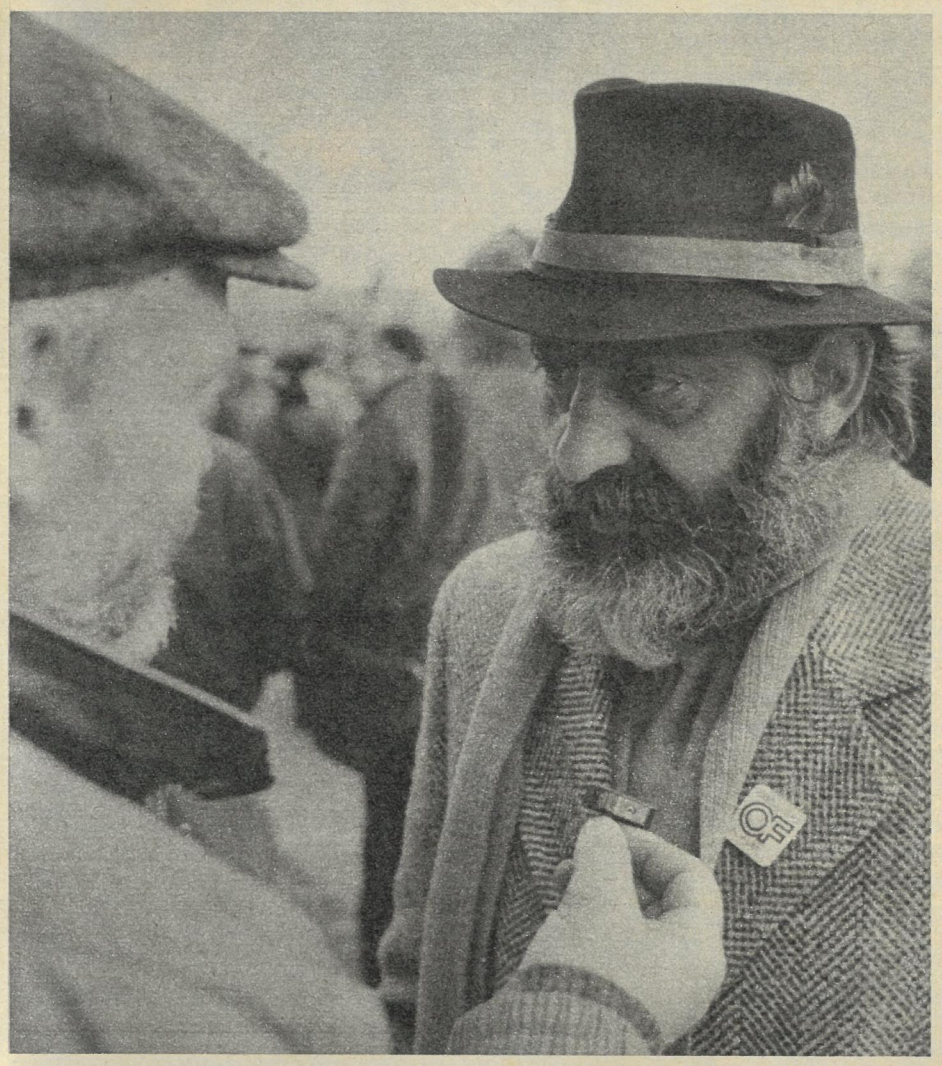
freier Konkurrenz nach westlichem, offensichtlich schwedischem Modell.

Am Abend geraten wir in eine Demonstration, die ich wohl nie in meinem Leben vergessen werde. Auf dem Platz vor der Prager Burg wird unser Auto gestoppt von einer Kette junger Menschen, Studenten, Schüler, die sich an den Händen gefaßt halten und schweigend, Tausende, langsam in weiten Windungen aus dem Dunkel der Gassen auftauchen. Wir stehen wie gebannt: leicht fällt der Schnee, und wie im Märchen erscheinen im Lichtkegel der alten Laternen die Mädchen und Jungen, fast geräuschlos ziehn sie vorbei, zur Burg hin und die Neruda-Gasse hinab. Da plötzlich beginnen alle zu singen, die getragene Melodie einer uralten Volksweise, „Ach, synku, synku…“, das Masaryk-Lied. Neben mir steht ein Mann, verzaubert auch er, und als ich mich ihm zuwende, sehe ich, daß er weint wie ein Kind, ganz haltlos. Auch mir sitzt ein Kloß im Hals, und ich hab' größte Mühe, wieder der Reporter zu sein, der ausgeschickt ist, von einer Revolution zu berichten, einer harten, kompromißlosen Auseinandersetzung um die Macht.

Generalstreik. Premier Adamec war noch am Sonntag vor die Hunderttausende getreten und hatte trotz der Pfiffe und nun wütenden Sprechchöre auf die wirtschaftlichen Schäden verwiesen, die dieser

„Schluß mit der Herrschaft einer Partei“

Streik bewirken mußte. Da erinnerte ich mich des „heute“, das Havel vor den Appell um seine Unterstützung gesetzt hatte – hier ließ er ihn stehn, ganz allein gegen alle, wohl in der Hoffnung, das würde ihn weichklopfen für die nächste Runde im Dialog. Generalstreik. Um 12.00 Uhr, am Montag, läuten in Prag die Glocken, heulen Fabriksirenen auf, bleiben die Straßenbahnen, die Metrozüge stehn. Tausende verlassen ihren Arbeitsplatz, hoffnungslos verstopft sind die Straßen der Innenstadt – alle versuchen, zum Denkmal des Heiligen



Von der Burg bis zum Wenzelsplatz zieht sich die Kette der Studenten.

Russenko, der Mann vom Bürgerforum: „Wirkliche Demokratie und freie Wahlen"

Václav zu gelangen, das, seit einer Woche von Studenten besetzt, zum symbolischen Zentrum der Auseinandersetzung geworden ist. Wir sind eine halbe Stunde vor dem Ausstand bei ČKD Tatra, dem RGW-Straßenbahnproduzenten.

Von Fehlern der Parteiführung, die hätten vermieden werden müssen, spricht der Parteisekretär, bei dem wir unangemeldet eindringen, von Erstarrung der Strukturen, Überheblichkeit vieler Funktionäre, der Kluft zwischen Führung und Parteibasis. Noch ist er optimistisch, noch setzt er auf die politische Reife seiner 500 Mitglieder im Betrieb, von denen bis dahin nur zwölf ihr Mitgliedsbuch zurückgegeben haben. Er vertraut auf die klärende Wirkung des politischen Dialogs und die gesunde Konkurrenz der sich profilierenden Parteien.

Nicht alle Arbeiter, so stellen wir fest, streiken. Ganze Gruppen haben nur die Maschinen abgestellt, und als wir mit ihnen sprechen, kommt der ganze Frust, die Unzufriedenheit mit der Parteiführung, die sich inzwischen erneut umformiert hat, zum Vorschein. Sie sind unsicher, da sie zwar die Fehler, aber keinen Ausweg aus der Misere sehen. Und sie fühlen sich alleingelassen, betrogen. Eins aber glauben sie zu wissen: ausschließlich durch Opposition ist nichts zu erreichen, und Streiks sind ein Kampfmittel, das letztlich auf die Streikenden zurückschlägt.

Als wir Prag verlassen, werden Aufrufe, Plakate, Losungen von den Fensterscheiben und Wänden gekratzt. Die Schauspieler teilen mit, daß der Theaterbetrieb wieder aufgenommen wird. Das Bürgerforum mahnt zur Streikbereitschaft und verkündet den Übergang zur „programmatischen Phase", die, als wohl erster Schritt, in ultimativen Forderungen zum Ausdruck kommt: Bildung einer Koalitionsregierung, Rücktritt des Präsidenten, Freilassung aller politischen Gefangenen...

Und, zurück in Berlin, erfahren wir: das Bürgerforum protestiert gegen die Zusammensetzung der Koalitionsregierung, der Wenzelsplatz fordert den Rücktritt von Premier Adamec und aller kommunistischen Minister. Die Geister beginnen sich zu scheiden. Es wird wohl doch etwas länger dauern als nur einige Tage...

Die Uhr steht nicht still

Spott bietet sich an, wenn einer auf die Uhr schaut, dessen Zeit abgelaufen ist. Aber wem ist nach Scherzen zumute? Das Bild stammt vom 7. Oktober 1989, an dem er sich und den Sozialismus in seinen Farben feierte und das Volk prügeln ließ. Das ist gerade acht Wochen her. Jetzt sitzt er in seinem trostlosen, komfortablen Ghetto – oder wer weiß wo – und versteht die Welt nicht mehr. Aber die schreckliche Wahrheit ist, daß er – größenwahnsinnig, blind und taub – die Welt schon nicht mehr verstand, als er noch unumschränkte, unkontrollierte Macht besaß.

Niemand hat vor drei, vier Jahren nach kritikloser Kopie der Perestroika gerufen. Schon gar nicht Gorbatschow. Daß man nicht kopieren dürfe, war pure Demagogie im Munde derer, die oft genug kritiklos kopiert hatten. Heuchelei ihre Sprüche von Anteilnahme und Sympathie, hinter den Kulissen regierten Feindseligkeit und Haß. „Glasnost“ in den Medien gab es nur für die unbelehrbaren Stalinisten, dazu hämisches Händereiben über jeden tatsächlich oder vermeintlichen Mißerfolg der Perestroika, „Sputnik“ und Filme verboten, für 48 Stunden auch die FREIE WELT.

Hinterher hörte man, es habe sich um eine falsche Einschätzung von Perestroika und Glasnost gehandelt. Ach, nein, so dumm waren sie nicht. Sie haben die Situation, aus ihrer Sicht, völlig richtig eingeschätzt: daß nämlich ihre Uhr abgelaufen war, wenn nur ein Hauch von Glasnost über die DDR kam.

Jetzt preisen flinke Geschäftemacher rund um die Gedächtniskirche bedruckte T-Shirts mit Jubel-Slogans über den Fall der Mauer an. Ist die Mauer wirklich gefallen? Sie hat Löcher – wir sind froh und erleichtert – aufgerissen buchstäblich über Nacht unter dem Druck des Volkes. Aus Menschenfreundlichkeit? Woher denn. Spekulation auf Zeitgewinn und Ablenkung: Wer über den Kurfürstendamm schlendert, demonstriert nicht auf dem Alexanderplatz. Im übrigen sollte niemand daran zweifeln, daß gewisse Leute in diesem Land, wenn sie nur könnten, wie sie wollen, die Löcher lieber heute als morgen stopfen würden, um hinter geschlossener Mauer die Uhren wieder zurückzudrehen.

Aufgerichtet wurde die Mauer, wie jedermann weiß, um Fluchtwelle, nicht schwächer als in diesem Jahr, und Ausverkauf zu stoppen. Unbestreitbar, daß Brüder und Schwestern von der anderen Seite seinerzeit ihre Finger in unseren Taschen hatten. Nun sind 28 Jahre ins Land gegangen, im Schutz der Mauer, und wir schauen wieder in unsere Taschen.

Was bleibt? Nur noch die Wahl zwischen zwei Möglichkeiten. Entweder zu resignieren, aufzugeben, uns früher oder später heimholen zu lassen ins Reich der Ellenbogen. Oder auszumisten, aufzuräumen, neu zu beginnen. Die Meinungen gehen auseinander. Aber wir müssen uns entscheiden. Die Uhr steht nicht still, viel Zeit bleibt nicht mehr. Wir sollten es versuchen: nicht zu bleiben, wer wir sind, sondern zu werden, was wir ursprünglich werden wollten, bei offener Grenze in guter Nachbarschaft mit den Deutschen auf der anderen Seite zu leben, wenn es sich einrichten läßt, in einem Verbund, der Konföderation heißen, in einem Staatenbund sogar, aber doch eine eigene solidarische Gemeinschaft von Bürgern, also ein deutsches Modell des sozialen Andersseins, ob wir es Sozialismus nennen oder wie auch immer.

Jürgen Jessel

Fotos: Detlev Steinberg

Wohnungsbau auf ukrainisch

Auskunft für FREIE WELT gab der Erste Stellvertreter des Vorsitzenden des Ministerrates der Ukrainischen SSR, Jewgeni Katschalowski.

Bis zum Jahr 2000 soll jede sowjetische Familie mit einer Wohnung oder einem Eigenheim versorgt werden. Wodurch unterscheidet sich das Programm „Wohnraum-2000" von früheren Plänen?

Vor allem durch die Ausmaße des Wohnungsbaus, die es bisher noch nicht gegeben hat. Außerdem ist der jetzige Wohnungsmangel ganz anderer Natur als vor zehn oder fünfzehn Jahren: Die Bedürfnisse der Menschen sind gewachsen. Das wurde berücksichtigt.

Fast fünfeinhalb Millionen Wohnungen sollen laut Programm in der Ukraine gebaut werden. Hinzu kommen Rekonstruktion und die Entwicklung der gesamten Bauindustrie. Reale Pläne?

Sie können nur erfüllt werden, wenn es gelingt, die Investitionen in der Republik umzuverteilen und sie dem sozialen Bereich zuzuweisen. Die Erfahrungen zahlreicher ukrainischer Regionen, in denen das Programm bereits in Angriff genommen wurde, bestätigen, daß die gestellte Aufgabe real ist. Die Pläne der Sozial- und Wirtschaftsentwicklung sind wesentlich umorientiert worden: Dem sozialen Bereich wurde mehr als ein Viertel des Gesamtvolumens der Investitionen zugewiesen.

Sieht das Programm neben staatlichen Investitionen auch andere Finanzierungsquellen vor?

Auf jeden Fall, und zwar nicht etwa deshalb, weil der Staat nicht genügend Geld hätte. Es ist eine Sache, die Mittel bereitzustellen, eine andere aber, sie zu erschließen. Deshalb sind alle Industriebetriebe angesprochen, bei der Lösung des Wohnungsproblems zu helfen. Das Gesetz über den staatlichen Betrieb gestattet ihnen, einen Großteil des Sozialfonds für den Wohnungsbau bereitzustellen, wobei eigene Technik und Fachleute eingesetzt werden. Je besser der Betrieb arbeitet, desto mehr Wohnungen kann er für seine Arbeiter bauen.

Sehr viele Menschen leben in Häusern, die während des „Baubooms" der sechziger Jahre entstanden – sehr bescheidene Wohnverhältnisse, gemessen an heutigen Maßstäben. Sollen diese Häuser modernisiert werden oder ist es einfacher, sie abzureißen?

Das Wohnungsproblem kann nicht nur durch Neubauten gelöst werden. Ein beachtlicher Teil des Wohnraumfonds der Ukraine muß modernisiert werden: die Häuser in den historischen Teilen der Städte und auch die sogenannten Wohnhäuser der ersten Generation. Das Schicksal der historischen Stadtteile ist entschieden – sie werden restauriert. Was die Fünfetagenhäuser betrifft, so wird ein Teil rekonstruiert, ein anderer abgerissen.

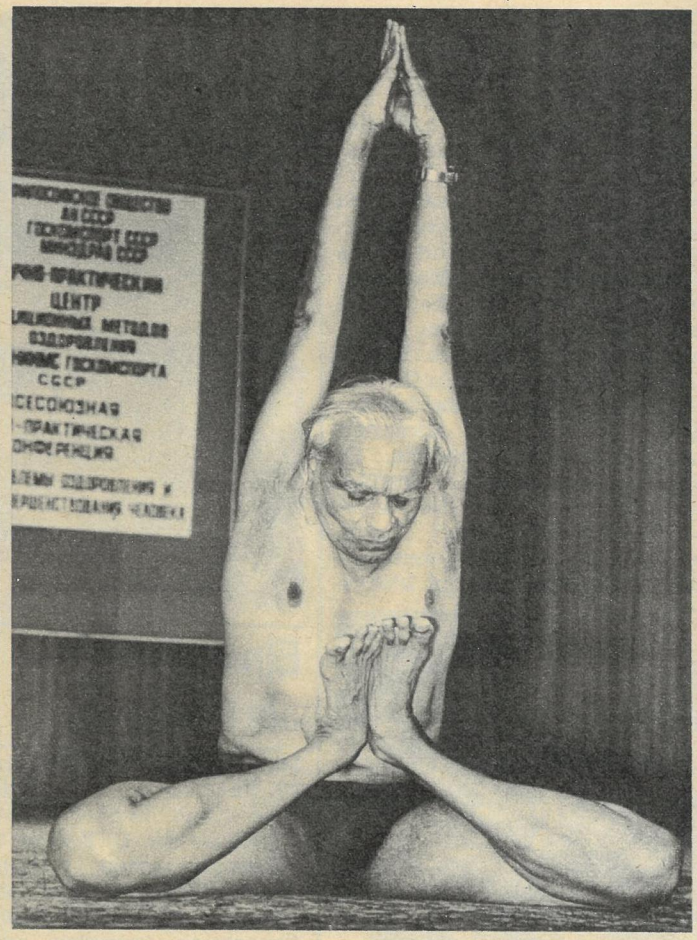
Viele Menschen ziehen eigene vier Wände einer Mietwohnung vor. Welche Stelle haben im Programm individueller und Genossenschaftsbau?

Eine beachtliche. Die Frist der Kredittilgung ist von bisher 15 auf 25 Jahre verlängert worden. Die Zinsen sind rein symbolisch: 0,5 Prozent pro Jahr.
Außerdem werden die Grundstücke, die individuell oder genossenschaftlich bebaut werden, praktisch kostenlos zur Verfügung gestellt. Neue Möglichkeiten erhält heute auch die Jugend. Nicht nur für eigenes Geld, sondern auch mit den eigenen Händen – nach diesem Prinzip werden heute bereits mehr als 70 Jugendbaukomplexe errichtet, zu denen sowohl Neubauten als auch sämtliche Kultur- und Sozialeinrichtungen gehören.

Wird es in Zukunft einen freien Wohnungsmarkt geben?

Die ersten Schritte dazu sind getan. Ich meine den Regierungsbeschluß, wonach staatseigene Wohnungen verkauft werden können und somit persönliches Eigentum werden. Besitzt man nicht die genügende Summe für den Kauf der Wohnung, so kann man sie auf Teilzahlungsbasis erwerben.

Interview:
Dmitri Prostschakow



Opern-Premiere

Das zweite internationale Festival der Oper fand vor kurzem im Großen Theater von Havanna statt. In der Oper „Die Clowns" standen dort erstmals wieder amerikanische und kubanische Künstler gemeinsam auf der Bühne.

Yoga-Praxis

Praktische Vorführungen gehörten zum Programm der ersten Allunions-Konferenz, die sich kürzlich in Moskau mit Fragen des Yoga beschäftigte. B.K.B. Aiengar, Direktor des Yoga-Instituts der indischen Stadt Puna, zeigte Übungen, die dazu beitragen, Krankheiten zu heilen, und erläuterte den philosophischen Gehalt der alten Lehre von der Selbstvervollkommnung des Menschen durch Yoga. Das wissenschaftlich-praktische Zentrum für unkonventionelle Medizin beim Staatlichen Sportkomitee der UdSSR hatte die Tagung organisiert. An ihr nahmen auch Experten aus den USA, Frankreich, Kanada, der ČSSR und Bulgarien teil.

Devisen-Quelle

Diese schmucklosen Stücke in der Produktionshalle des Kautschuk-Werkes im kambodschanischen Chup sind die Grundlage für die Herstellung des dringend benötigten Werkstoffes, der die wichtigste Devisenquelle des Landes ist. Bis zum Beginn des Jahres 1990 sollen landesweit 38 000 Tonnen Kautschuk produziert werden. Der größte Teil davon für den Export.

Roll-Wettkampf

Ein Skateboardwettbewerb wurde unlängst in Riga ausgetragen. Neben dem Slalomfahren gehörte auch das Schanzenspringen zu den Pflichtdisziplinen. Gints Sprude bewies dabei, daß man mit dem Rollbrett durchaus auch fliegen kann. Skateboarder – zu Beginn der achtziger Jahre ein Ärgernis für Rigas Polizei – gehören heute zum gewohnten Straßenbild.

Kampf um eine Handvoll Reis

Sie sind wieder daheim in Vietnam, bei ihren Eltern, Frauen und Kindern, bei den anderen Verwandten und Freunden. Sie kamen Ende September, als die letzten 26 000 Mann vietnamesischer Truppen aus Kambodscha abgezogen wurden (Foto). Mit Hilfe dieser Armee konnte Anfang 1979 im Nachbarland die mörderische Pol-Pot-Clique vertrieben werden. Fast elf Jahre standen vietnamesische Soldaten in vorderster Front im malariaverseuchten Grenzgebiet zu

Thailand, um das kambodschanische Volk vor der Rückkehr der barbarischen „Roten Khmer" zu schützen. Jetzt ist für die Männer in den olivgrünen Uniformen der heimtückische Dschungelkrieg vorbei. Doch in der Heimat geht der Kampf weiter – um den täglichen Reis und oft genug im wahrsten Sinne des Wortes um jede Handvoll des wichtigsten Nahrungsmittels, das man zum Überleben braucht. Nicht jeder junge Mann, der ins erwerbstätige Alter kommt, findet eine Arbeit. Nach der endgültigen Befreiung des Landes im Frühling 1975 konnte sich die Wirtschaft nicht von den Folgen des Krieges erholen. Die Bevölkerung – jetzt auf 67 Millionen Einwohner geschätzt – wächst schneller als die Erträge von Reis und anderen Nahrungsmitteln. Der Aufbau einer Industrie geht quälend langsam voran, oft genug behindert durch Fehlentscheidungen einer wuchernden Bürokratie. Enttäuscht von dieser Entwicklung sind nicht nur Vietnamesen. War nicht das tapfere Volk erst im Widerstandskrieg gegen die Kolonialmacht Frankreich (1946–1954) und schließlich im Kampf gegen die größte imperialistische Macht – die USA – erfolgreich geblieben? Wie hatten wir – die Freunde dieses Volkes in aller Welt – gehofft, daß es bald die Früchte des mit großen Opfern erkauften Sieges ernten würde. Es war nicht nur der dreißigjährige Krieg, der viele Kräfte aufgezehrt hatte. Das Kommandosystem, im bewaffneten Kampf lebensnotwendig, versagte beim Aufbau des Landes. Militärs, in vielen Schlachten glänzend bewährt, sollten auch an der Wirtschaftsfront erfolgreich sein. Die Methoden des Kriegskommunismus erstickten schöpferische Initiative. Inkompetenz führte zu Fehlentscheidungen. Vetternwirtschaft und Korruption bis in hohe Amtsstuben unterhöhlten das Vertrauen. Vor zwei Jahren, mit dem 6. Parteitag der KP Vietnams, setzte sich auch in diesem sozialistischen Land die Erkenntnis durch, daß die Zeit der Erneuerung gekommen ist. Erste Anzeichen der Besserung gibt es auf dem Lande, wo sich die gegängelten Bauern aus den bürokratischen Fesseln lösen. Die Märkte sind wieder voller, die galoppierende Inflation konnte teilweise eingedämmt werden. Noch steht man am Anfang der Veränderungen.

Jan Wilten

Ein Herr als Fortuna

Die Glücksgöttin hieß am 29. November in Berlin Uwe Kant. Letzterer fand im Hause des DSF-Zentralvorstands einen reichgedeckten Tisch vor. Auf dem diesmal allerdings keine Spezereien prangten, sondern, dem Zuge der Zeit folgend, Berge größtenteils schmucklos – nüchterner Bürgereinsendungen. Genaugenommen und durchgezählt: 71 433 Postkarten, alle ein und demselben Vorfall gewidmet – unserem Literatur-Preisrätsel im Heft 19/1989, das wir auch diesmal zu den „Tagen des sowjetischen Buches" gemeinsam mit der DSF, dem Leipziger Kommissions- und Großbuchhandel sowie der Meshdunarodnaja Kniga veranstalteten.

Ein Rekord! Der gewiß dem Interesse geschuldet ist, das unsere Leser den sowjetischen Autoren entgegenbringen, um die es ging. Und sicher ist es auch das Verdienst der sie charakterisierenden Herausgeber und Übersetzer, die ihrerseits mit literarischen Miniaturen die Rater auf die Fährte schickten. Vielleicht hat Ihnen, lieber Leser, aber auch nur die Lösung unseres Doppel-Kreuzworträtsels Freude gemacht – gleichviel: der Anblick des Kartentischs war ein erfreulicher. Uwe Kant griff also beherzt zu und ermittelte – unter Ausschluß des Rechtswegs – die 26 Hauptpreisträger. Alle Gewinner werden noch im Dezember benachrichtigt, und FW veröffentlicht die Auflösung und die Namen der Gewinner im Januar 1990. Allen Einsendern, auch im Namen des Herrn Fortuna, den herzlichen Dank!

Jürgen Geitner

Wiedergeburt an der Wisła

Die Vereinigte Bauernpartei (ZSL) hat sich im Verlauf ihres Parteitages Ende November in die Polnische Bauernpartei (PSL) „Odrozenie" („Wiedergeburt") umgewandelt. Während des Kongresses fiel das Wort „Sozialismus" nur ein einziges Mal. Dies im Zusammenhang mit der Kritik an der Rolle der ZSL als „Vasall der Polnischen Vereinigten Arbeiterpartei in den vergangenen Jahrzehnten"! Dort heißt es, daß der sogenannte reale Sozialismus bankrott sei. Soweit der äußere Eindruck der Wandlungen in der Bauernpartei, inzwischen einer von dreien, die sich als Erben der nach dem Zweiten Weltkrieg in Polen bestehenden PSL verstehen. Die kritische Abrechnung mit der Geschichte der Vereinigten Bauernpartei gründet sich vor allem auf die These, daß ein Teil der Bauernbewegung zum Ende der vierziger Jahre seine Identität aufgegeben und sich der Polnischen Arbeiterpartei, die 1948 Teil der PVAP wurde, ausgeliefert hätte. Die bis vor kurzem in polnischen Geschichtsbüchern zu findende Darstellung der Nachkriegs-PSL mit Stanislaw Mikolajczyk an der Spitze als ein Sammelbekken für Kräfte, die der neuen Ordnung feindlich gesinnt waren und keine Bindung zum Dorf hatten, wird revidiert. Die Polnische Bauernpartei und ihr Führer, heißt es jetzt, hätten vielmehr seinerzeit den Mut zum Kampf gegen die Stalinisierung des Landes aufgebracht. Die kommunistischen Kräfte setzten gegen prinzipientreue PSL-Mitglieder, so die jetzige Lesart nicht nur in der Bauernbewegung, Gewalt und Gefängnis ein. Dies habe den Zerfall der Partei, die Einstellung ihrer Tätigkeit zur Folge gehabt. Wonach strebt nun die PSL „Odrozenie"? Nach Festigung der politischen und wirtschaftlichen Souveränität Polens, Herausbildung eines vollständig demokratischen Staates, Schutz der Menschen- und Bürgerrechte, Schaffung eines effektiven Wirtschaftssystems, gleichen Entwicklungschancen für Stadt und Land, nach sozialer Gerechtigkeit und friedlichen Beziehungen zwischen Staaten und Völkern. Viele Redner waren unzufrieden mit der gegenwärtigen Regierungspolitik: Sie entspräche nicht den Forderungen der zu über drei Vierteln privaten Landwirte, zu denen auch die Viehzüchter in der Hohen Tatra gehören (Foto unten). Dennoch wird die Koalition mit „Solidarnosc" und Demokratischer Partei befürwortet. Als Konfliktpunkt in diesem Bündnis wird sich mit ziemlicher Sicherheit die Forderung der Bauern nach „freier Marktwirtschaft" und gleichzeitiger Beibehaltung von Subventionen und regulierenden Eingriffen des Staates erweisen. Ziel Nummer 1 ist jedoch der Zusammenschluß der PSL „Odrozenie" mit der Polnischen Bauernpartei und der PSL „Solidarnosc". Denn bei aller Unterschiedlichkeit der Auffassungen besteht in einer Frage Einigkeit: Nur eine starke und einheitliche Bauernbewegung könnte in Polen die politischen und sozialen Interessen des Dorfes verteidigen und einen realen Anspruch aufs Mitregieren anmelden.

Jörg Schläwe

Die Moskauer und die Mauer

Im Juni dieses Jahres hatte die Zeitschrift „Moskowskije Nowosti“ im Zusammenhang mit dem BRD-Besuch von Gorbatschow eine Telefonumfrage durchgeführt. Deren Ergebnisse wurden auch veröffentlicht – bis auf eins. Die entsprechende Frage betraf die Berliner Mauer, über die zu schreiben damals in der sowjetischen Presse noch nicht üblich war. Aber in der heutigen Situation sind die Meinungen von 851 Moskauern und Moskauerinnen wohl auch nach einem halben Jahr noch interessant. So antworteten sie auf die Frage „Dient die Berliner Mauer dem Frieden und Fortschritt?“:

Ja	8 %
Eher ja als nein	6 %
Eher nein als ja	19 %
Nein	52 %
Ich weiß nicht	15 %

Gennadi Shaworonkow, heute Fotoreporter der „Moskowskije Nowosti“, war im August 1961 unweit Berlins Soldat im ersten Dienstjahr: „Um Mitternacht wurden wir in Alarmbereitschaft versetzt. Alle zogen sich schnell an, leise Flüche auf den Lippen. Dieser Alarm war anders als sonst. Als Kampfpatronen ausgegeben wurden, ahnte ich: Es geschieht etwas Ungewöhnliches. Jemand von den Altgedienten sprach das schwerwiegende Wort aus – Krieg. Dieses Wort steckte uns im Kopf wie ein Splitter im Fleisch, als wir ins menschenleere Berlin zogen. Der Äther spielte geradezu verrückt. Mit Mühe machte ich den Funker unseres Regiments ausfindig in diesem Höllenlärm. Unser Kommandeur rannte irgendwohin, um Anweisungen zu erhalten. Doch die schreckliche Vermutung bestätigte sich nicht. Sandsäcke mußten wir auf Autos laden. Sie fuhren zum Brandenburger Tor und kehrten ohne Fracht zurück. Morgens schauten Ost- und Westberliner grimmig auf eine Mauer aus Sandsäkken. Allen erschien sie als zeitweilige Störung...“ Ein Augenzeuge aus diesen Tagen – Alexander Golobko, Posten am Ehrenmal für die gefallenen Sowjetsoldaten in Westberlin: „In der Nacht vom 9. zum 10. November versetzte sich eine Menschenmasse selbst in Feststimmung. Alles geschah so schnell. Die Mauer aus Beton und Stacheldraht wurde geöffnet!“

Juri Schpakow

Fußball-„Nest“ Lantschchuti

Bei der 52. UdSSR-Fußballmeisterschaft, die kürzlich zu Ende ging, ist Spartak Moskau zum zwölften Mal in seiner Klubgeschichte Titelträger geworden, was Gleichstand mit Dynamo Kiew bedeutet. Die seit eh und je populärste Elf Moskaus stellte mit Sergej Rodionow (Foto oben) auch den besten Torschützen der Saison, der jedoch mit 16 Treffern keinerlei Anspruch geltend machen kann, etwa „Torschützenkönig Europas“ zu werden. In dieser Beziehung hatte die Liga Stürmer von ungleich größerem Kaliber zu bieten. Massalitin vom Aufsteiger ZSKA Moskau traf 32mal. Die Armee-Fußballer wurden Liga-Meister mit einer Torquote von 113:28, was in dieser Spielklasse bisher noch keine andere Mannschaft erreichte. Mit dem ZSKA ins „Oberhaus“ aufgestiegen – von ihm nur um einen Punkt auf Platz 2 verwiesen – ist Gurija Lantschchuti, eine Elf aus einer kleinen georgischen Stadt, die schon vor zwei Jahren einmal in der Oberliga auftrat und deshalb landesweit Aufsehen erregte. Da die „Gurijaner“ mit Shordanija – er erzielte 25 Tore – den zweitbesten Liga-Torschützen stellten, wird sich in der nächsten Saison die Oberliga auf etwas gefaßt machen können: Torjäger von solcher Güte hatte sie heuer bei weitem nicht! Der Oberliga-Aufstieg von ZSKA und Gorija war überdies mit neun bzw. acht Punkten Vorsprung vor dem an dritter Stelle rangierenden Kairat Alma-Ata völlig problemlos. Die von ihnen freigemachten Liga-Plätze nehmen nun die Oberliga-Absteiger Lok Moskau und Zenit Leningrad ein – und nicht etwa der vorjährige Neuling Pamir Dushanbe, der sich durch die Mitwirkung dreier Spieler aus Sambia zusehends mauserte und sich einer ungewöhnlichen Popularität erfreut. Übrigens war die 52. UdSSR-Meisterschaft, in der die berühmten „Dynamos“ aus Kiew als Vierter ohne Medaille blieben, um 27 Tage kürzer als die vorangegangene. Sie dauerte nur 231 Tage. Mit 123 Gastgeber- und 42 Auswärtssiegen sowie 75 Unentschieden in den insgesamt 240 ausgetragenen Spielen nahm die „52.“ einen ganz normalen Verlauf. Indes nicht normal war der akute Zuschauerschwund. Dieser wurde zuallererst mit einem allgemeinen Niveauabfall begründet. Es sei in der Meisterschaft zuwenig geboten worden. Dies wiederum mag daran liegen, daß immer mehr erstklassige und populäre Spieler zu westlichen Profiklubs wechselten – 18 sind es inzwischen. Zu ihnen gehören Blochin (Limassol), Burjak (Kemi), Dassajew (FC Sevilla), Chidijatullin (früher Spartak, jetzt Toulouse – Foto unten), Sawarow, Alejnikow (beide Publikumslieblinge bei Juventus Turin), Belanow (Borussia Mönchengladbach), Raz (Espanol Barcelona), Baltatscha (Ipswich Town), Jewtuschenko (AIK Stockholm), Bubnow (Red Star Paris), Schawlo (Rapid Wien). Andere, ebenfalls oft genannte Große, befinden sich schon in den Startlöchern.

Adi Kodym

● Kurz berichtet

Auf der Suche nach besonders begabten Kindern ist seit kurzem in der Sowjetunion der Wohltätigkeitsfonds „Intellekt“. Seine Mitarbeiter sammeln gegenwärtig Informationen über Talente und studieren ausländische Erfahrungen.

Die Forschungsschiffe „Polarstern“ und „Akademik Fedorow“ aus der BRD und der UdSSR arbeiten zur Zeit gemeinsam im Weddellmeer in der Antarktis. Ihre Besatzungen untersuchen die Meereszirkulation und das Erdklima.

Dem 70. Jahrestag des sowjetischen Zirkus gewidmet ist ein Briefmarkenblock, der kürzlich herausgegeben wurde (Abbildung). Auf ihm

ist das neue Zirkusgebäude am „Zwetnoj Boulevard“ in Moskau zu sehen.

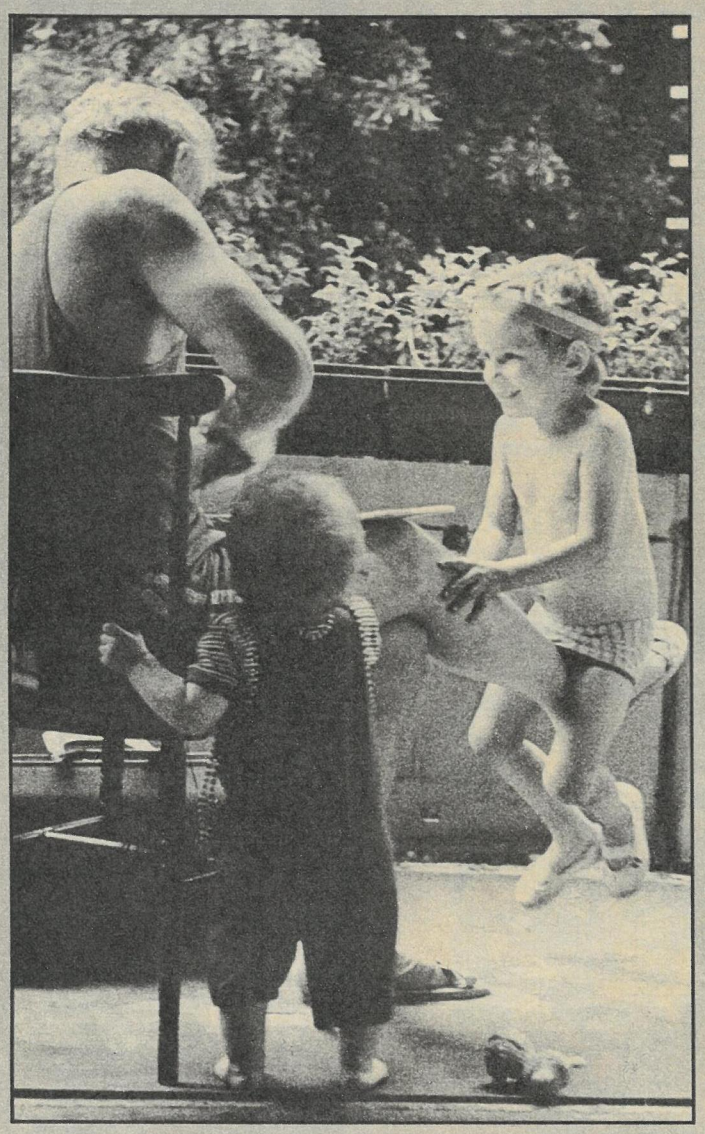
Ein „Adressbuch der sowjetischen Sammler“ soll 1990 verlegt werden. Es enthält 100 000 Adressen und kurze Begleittexte mit einer Beschreibung der Sammlung, Tausch- und Kontaktwünschen.

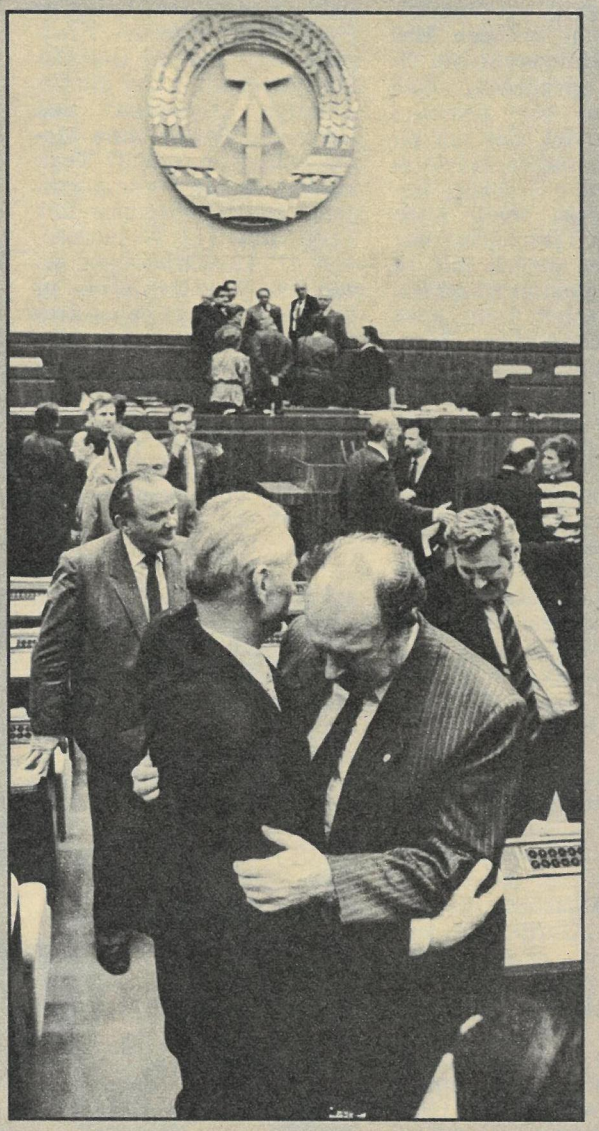
Ins Guiness-Buch der Rekorde wurde die Tiefenbohrung auf der Kola-Halbinsel aufgenommen. Sie ist gegenwärtig auf zwölfeinhalb Kilometer vorgetrieben worden.

Eine neue Bücherreihe für Kinder und Jugendliche wird jetzt in der Sowjetunion als internationale ökologische Bibliothek herausgegeben. Die Serie soll 50 Erzählungen, Novellen und Skizzen zum Verhältnis Mensch-Umwelt-Natur umfassen.

Das Schwarze Meer wird immer schwärzer, weil sich unter seiner nur einhundert Meter dicken Wasserschicht eine schwefelwasserstoffhaltige Masse befindet. In den letzten zwanzig Jahren ist sie um zwanzig Meter angestiegen, haben Wissenschaftler jetzt festgestellt. Hauptursache dafür ist die Verschmutzung des Meeres mit organischen Substanzen.

Redaktion: Andreas Böttcher; Fotos: TASS, ADN-ZB/TASS, Prensa Latina, Archiv, Uwe Völkner, ADN-ZB/CAF





Bilder, die bereits Geschichte sind. Schneller, schneller, schneller dreht sich die Zeitspirale. Die Enkel sind groß geworden, im Terminplan wenig Chancen für einen Friedenslauf. Die Dresdner vor der neuen Semperoper verlangen Rechenschaft. Der neue Ministerpräsident trägt mit an der alten Last ...
Ein Volk geht weiter auf die Straße, ein außerordentlicher Parteitag steht ins Haus, ein Kanzler vor der Tür – ein Land muß regiert und reformiert werden. Und die Medien sind immer dabei.
FREIE WELT in der Volkskammer, in der Dresdner Wohnung beim Kramen in der Familien-Fotokiste, beim unangemeldeten Betriebsrundgang und beim Gespräch um Bilder als Gast im Gästehaus.
Ein Beitrag von Tatjana Trögel (Text) und Ulrich Burchert (Bild).

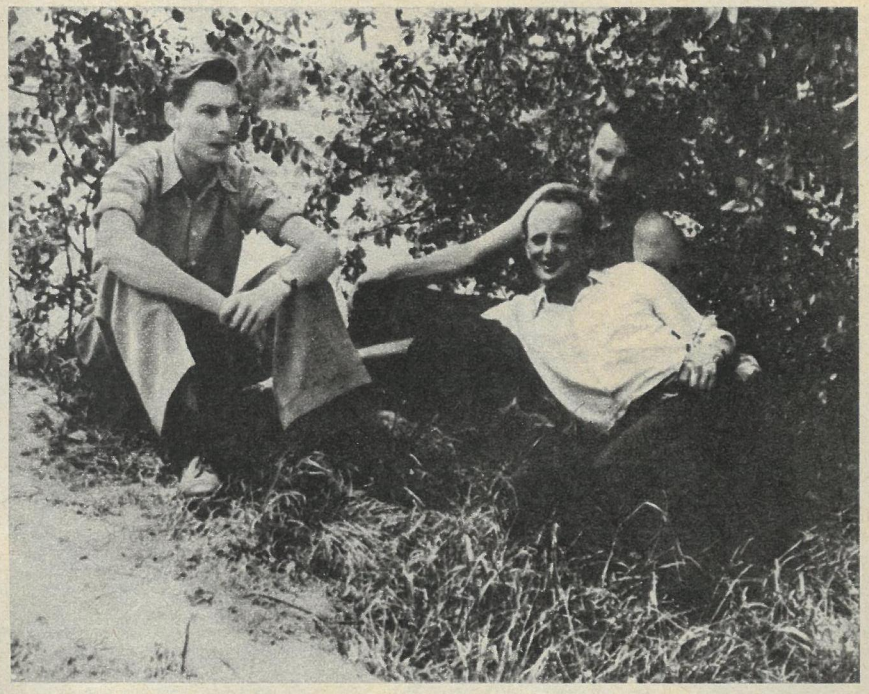
Kompetenz und Wärme — HANS MODROW

Im Wettlauf mit

der Zeit

Im Wettlauf mit der Zeit

Drei deutsche „Komsomolzen“ in Moskau. Vieles ist aufbewahrt aus der Studienzeit – Einsichten, Gewohnheiten, Freundschaften. Werner Lamberz, Georg Paczulla und Hans Modrow.



1. Bild:

Ein Mann sitzt vor oder Der beste Tag

Es ist Nacht. Hinter mir liegt eine Delegiertenkonferenz mit neuer Demokratie-Erfahrung. Noch etwas unbeholfen und ungelenk bis an den Rand der Erschöpfung üben wir uns in einem neuen Verständnis von Partei-Arbeit, die unser Anteil sein soll an der selbst aufgestellten Forderung nach radikaler Erneuerung aus der Basis. Ein paar Schritte entfernt konstituiert sich der Ausschuß zur Vorbereitung des außerordentlichen Parteitages, kaum, daß wir zur rechten Zeit kommen konnten mit unserer Rücktrittsforderung an das Zentralkomitee. Wir prüfen unsere Kandidaten auf Herz und Geist – aus den Walkmen Nachricht von Parteiausschlüssen und Verhaftungen.

Während ich von oben auf die Akteure schaue, erscheint mir immer wieder ein Bild, das mich seit Wochen begleitet: Vom Rang der Volkskammer beobachte ich den Mann, der dort allein in der Regierungsbank vor-sitzt. Aus seiner Aktentasche kramt er immer wieder neues Papier, liest, streicht an. Macht sich Notizen auf einem Extrablock. Ab und zu wird etwas herein- oder herausgetragen. Dann nickt er wieder beifällig einem Redner zu oder schreibt auf, was die Regierung zu beantworten haben wird.

Es fällt ihm sichtlich schwer, solange im leeren Raum zu agieren. Wenn er einen Nachbarn in die Seite stoßen könnte, um wenigstens sein „Genau so!“ loszuwerden. Aber der nächste sitzt jenseits des breiten Ganges, der Regierungsbank von Präsidiumstisch trennt, und erscheint eher würdig denn kommunikationsfreudig.

Dieser Mann, denke ich, der dort fast zerbrechlich wirkt im leeren Raum, wird nun alles aufheben und nach vorn tragen müssen.

Aber dieser Tag ist der gute Tag. Anders als der erste Tag der ertrotzten Volkskammersitzung, da es um Verantwortung ging, die dann so unwürdig ver-antwortet wurde. Wie andere bedeckte ich mein Gesicht vor Scham in dieser gespenstisch anmutenden Szenerie, als noch ein letztes Mal alle versammelt waren, die sich dann bis auf wenige davonzustehlen suchten.

Aber dieser Tag ist der gute Tag. Anders auch als die darauf folgenden. Erleichtert stelle ich fest, daß in der Regierungserklärung viele der guten Gedanken aufgehoben sind, die ich in abgezogenen Strategiepapieren gelesen hatte, die schon eine Weile von Hand zu Hand gingen. Ein Rahmen ist gesetzt, und dennoch ist genügend freier Raum, der in die Weite und die Tiefe auszuschreiten ist. Mit Hans Modrow verbinden sich auch die meisten guten Gedanken in diesem Land, scheint er doch der einzige zu sein, der immer wieder die Kraft und Integrität aufbringt, das Schiff vor den Wind zu steuern.

2. Bild:

Zwei Männer im Schnee oder Der Anfang von etwas

Einige Alben hat Annemarie Modrow schnell zur Hand, als wir sie in der Dresdner Wohnung heimsuchen. Nach einzelnen Fotos muß sie erst im Nebenzimmer kramen. An die Nachwelt und neue Medienpolitik hatten sie nicht gedacht, und sortiert wird, wenn mal Zeit ist.

Das Moskauer Album jedenfalls beginnt mit einem ernsten jungen Mann, der fest in die Kamera schaut. Bilder von dem aufgegriffenen Volkssturmjungen des letzten Aufgebots in Gefangenschaft und dann auf der Antifa-Schule (nach kompliziertem Denkprozeß beim Holzeinschlag im russischen Wald) gibt es nicht. Dieser junge Mann, den wir nochmal mit gleichem Ernst am Tisch mit Samtdecke und Radio fotografiert oder auf improvisierter Holzbank sitzen sehen, ist Kader der Freien Deutschen Jugend, delegiert zum Studium an die Komsomolhochschule.

Zwischen den Anzugbildern immer wieder: Hans Modrow rennt, Hans Modrow springt. Eine Angewohnheit aus dieser Zeit, die er nicht mehr ablegen wird. Sascha, der Zimmerkumpel aus Sibirien, schmeißt ihn jeden Morgen aus dem Bett. Im September rennt eine große Gruppe, im Oktober ein kleines Häuflein, im Winter laufen sie nur noch zu zweit jeden Morgen und bei jeder Temperatur die vier Kilometer um den kleinen See von Lushniki. Dann ist da das Bild mit den drei Deutschen, die, nur von ein paar Blättern umgeben im Gras sitzend, auf eine merkwürdige Art russisch aussehen. Das macht das Leben, sagt Hans Modrow: Sie wohnen, singen, feiern und büffeln mit den Komsomolzen.

Meine Neugier richtet sich auf den Mann links im Bild. Schon an der Haltung ist Werner Lamberz unschwer zu erkennen. Darauf werde ich in unserem Gespräch zurückkommen. Aus der Moskauer Zeit erzählt Hans Modrow eine kleine Geschichte, die mir doch fast ein Symbol scheint für den weiteren Weg der beiden.

Im Winter versuchen sie sich als Ski-Eleven – Werner Lamberz holt sich Beulen am einzigen Baum weit und breit, dem er auf seiner magnetischen Bahn nicht um einen Zentimeter auszuweichen vermag, und Hans Modrow landet kopfüber in einem schneegefüllten Graben, aus dem er sich nur mühsam wieder herauswindet.

Später werden Werner Lamberz als Politbüromitglied und Hans Modrow als Abteilungsleiter für Agitation zuständig sein. Es ist die Zeit kurz nach dem VIII. Parteitag, das Vierseitige Abkommen über Westberlin wird ausgehandelt. Die beiden sitzen zusammen, stimmen die Meldungen ab, gemeinsam mit sowjetischen Genossen. Übersetzungsfragen werden zum Politikum, der deutsche Text ist aus dem Russischen und Englischen zu übertragen. Die sowjetische Seite geht von Verbindung vor allem durch die Kommunikationssysteme aus, während die westliche Seite Bindung, die Einbeziehung in die Bundesrepublik beansprucht. Der Unterschied der Auffassungen von Worten und ihren Inhalten wird unsere Geschichte begleiten bis zur Existenzfrage der „anderen Republik“.

In jener Zeit, am 31. Januar 1972, findet eine auch heute noch erstaunlich nachzulesende Konferenz zum Thema „Neue Anforderungen an die journalistische Arbeit in unserer Zeit“ statt. Damals war Erich Honecker gerade noch für solche Fragen aufschließbar, erinnert sich Hans Modrow. Ein Jahr später, er war bereits nach Dresden gegangen, bricht mit einem Artikel von Werner Lamberz in der „Einheit“ ein Konflikt aus, der auch Hans Modrow durch seine gesamte Parteiarbeit bis zur Kulmination auf dem siebenten und achten Plenum der jüngsten Vergangenheit begleiten wird. Damals wurde schon deutlich sichtbar, wohin es führt, wenn aus dem guten Ansatz der beschlossenen Hauptaufgabe die ideologische Arbeit einseitig zum Konsumdenken und weg von der Persönlichkeitsentwicklung in geistiger Auseinandersetzung lenkt. Wenn die Wünsche immer weiter mit der Realität auseinanderklaffen. Bis zum tragischen Unfall von Werner Lamberz bleiben beide in Kontakt, viele Fragen auszudiskutieren, auszustreiten.

3. Bild:

Lange Schatten oder Gedanken über Malerei

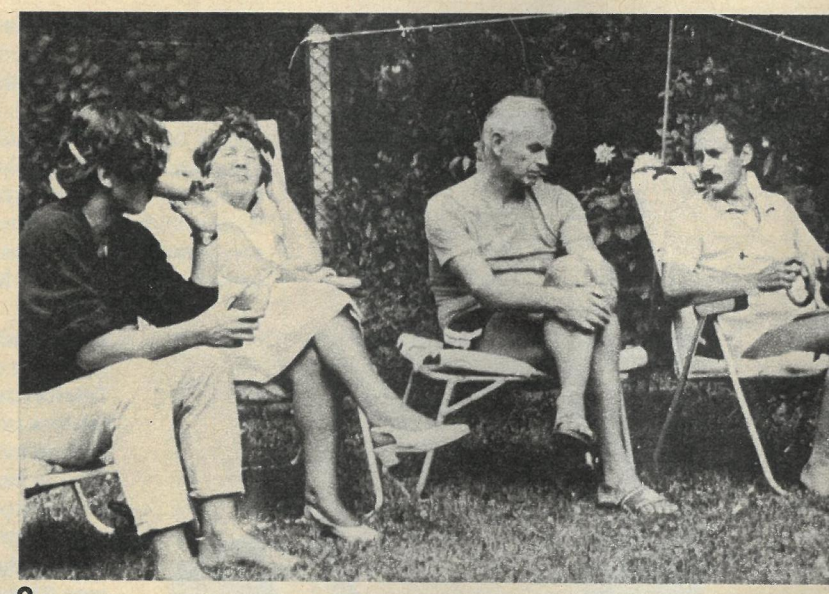
Jetzt wollen wir nun wirklich von der Sowjetunion lernen, sagte jüngst der nun wieder ehemalige Generalsekretär. Und ließ es dabei bewenden. Der Parteitag wird uns zeigen, wie wir mit der sträflich vertanen Chance, mit Perestroika rechtzeitig in diesem kleinen Land richtigen Sozialismus zu wagen, weiter leben werden…

Das Jahr 1953. An einem Tag im März werden die deutschen Studenten der Komsomolhochschule Bestandteil dieses wogenden Millionenleibs, verschlungen in dem gewaltigen Organismus, der nur einem Zwecke zustrebt, dem Eintritt

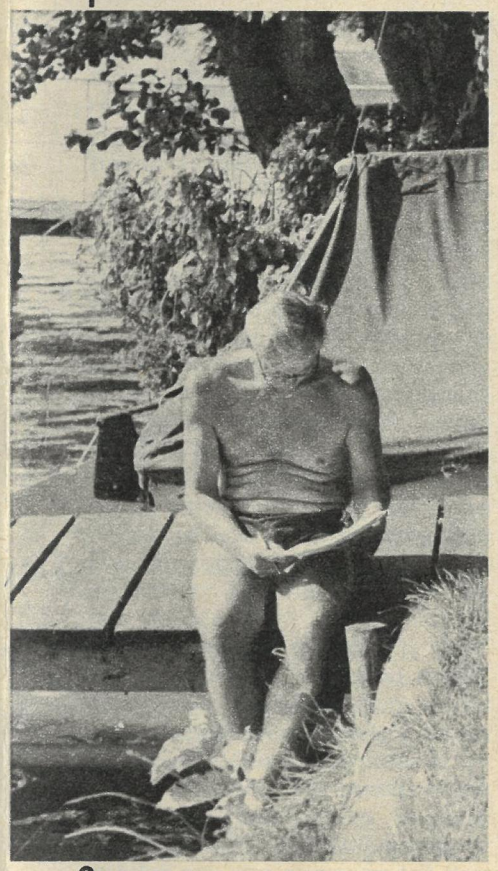
---

Fotos aus dem Familienalbum:
Erinnerung an die Zeit als Kreissekretär in Köpenick – Maidemonstration mit Herbert Fechner (1).
Freizeit am Rande Berlins mit Annemarie, Tochter Irina und Schwiegersohn Thomas Singer (2).
Eine Lieblingsbeschäftigung: Lesen am See (3).
Einst Parteilehrjahr mit „Eisern Union“, dann Mitglied der Fan-Gemeinde von Dynamo Dresden (4).
Das schönste Foto: Annemarie und Hans Modrow (5).
Tanzen war eine der neuen Gewohnheiten aus Moskau (6).
Gemeinsamer Spreewaldausflug mit der ehemaligen Berliner Hausgemeinschaft, zu der bis heute gute Kontakte bestehen (7).

1



2



3

4

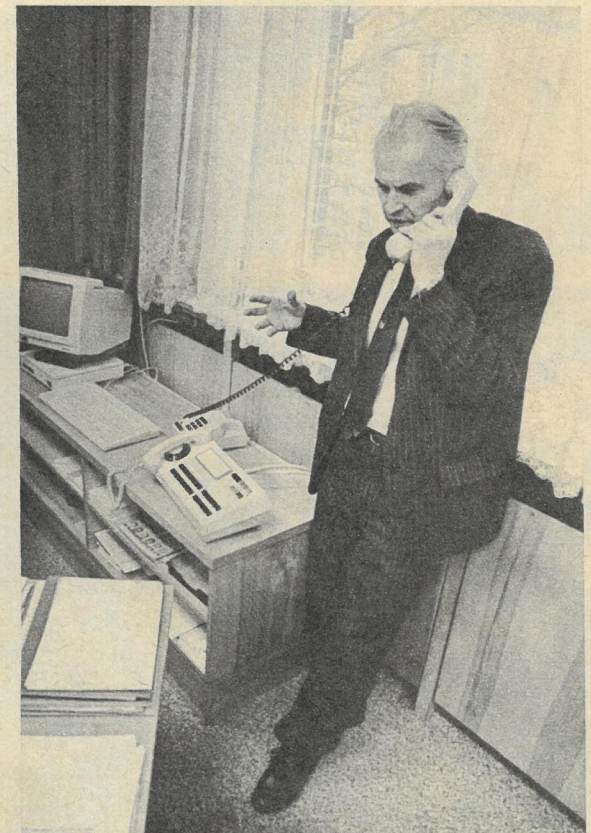
5

6

7

Im Wettlauf mit der Zeit

Wir sprechen über Alexander Beks „Die Ernennung“. Nach diesem Roman hatte der populäre Moskauer Ökonom Popow eine erste umfassende Analyse der Stalinschen Mechanismen und Strukturen vorgenommen, die er administratives Kommandosystem nennt, um dessen Zerschlagung auch im Denken es bei uns geht. Hans Modrow weiß



Der Premier kann zuhören: in den EAW am Telefon des Generaldirektors und beim Gespräch mit Simone Paetrow in der Halle (rechts oben). Noch in Dresden und schon in Berlin: Von den wenigen gemeinsamen Stunden im Gästehaus (unten) gehört eine der FREIEN WELT.

in den Kolonnensaal. Menschen werden totgetrampelt, jede Metro-Station, von der man sich einen Weg erhofft, kann zur Falle werden. Zwanzig Stunden irren sie vergeblich durch die Stadt, bis sie erschöpft in der Botschaft anrufen. Mit der Botschaftsdelegation gelingt es ihnen dann, an dem aufgebahrten Leichnam des großen Führers vorbeizuziehen, dessen Werke sie studieren. Seine langen schwarzen Schatten sehen sie nicht, noch nicht.

Nach dem XX. Parteitag und der Verlesung der Chrustschow-Rede auf der 3. Parteikonferenz der SED durch Walter Ulbricht, wird dieser paradoxerweise einen Seitenhieb auf die jungen Genossen austeilen, die Stalins Biographie auswendig lernten. Hans Modrow wendet sich empört an den Berliner Bezirkssekretär Ali Neumann, der dann vor dem FDJ-Sekretariat vom Exil in der Sowjetunion berichten wird. Und davon, wie er mit der Alternative des Lagers den Weg in den spanischen Bürgerkrieg wählte. Damals haben die Worte Ali Neumanns vom Vertrauen in die Partei noch Gewicht, Hans Modrow wird es konsequent leben, bei allen Differenzen mit der Führung. Der Fehler, meint er, liegt in der Bindung an einzelne Personen, in der man ein Stück von sich selbst aufgibt, abdelegiert, das eigentlich der Partei gehört.

um solche Deformierungen. Er weist aber auch daraufhin, daß zu einer gründlichen Analyse die Betrachtung aller Seiten gehört, und er erzählt von den Versuchen, aus den alten Geleisen auszubrechen, die es in der DDR immer wieder gegeben hat. Eine neue Geschichtsbetrachtung wird auch bei uns klären müssen, warum diese Versuche immer wieder scheiterten.

Ich frage Hans Modrow, ob es einer Persönlichkeit gelingen kann, den Versuchungen der Macht zu widerstehen. Er geht davon aus, daß man, an der Spitze eines Kollektivs stehend, Grundsatzgedanken selbst vorgeben, aber auch Ideen aufnehmen muß. Wenn ich ein Referat halte, sagt er, der gerade an seiner Rede für den Parteitag arbeitet, muß ich ein Konzept haben und nicht erwarten, daß mir jemand eine Ausarbeitung zur Beurteilung vorlegt, sonst ist der eigene Denkvorgang schon beeinflußt und eingeengt. So ging er auf seine neue Stellvertreterin Professor Christa Luft bereits mit einem Konzept für die Wirtschaftsreform zu. Auch sie hatte eins. Es gab Übereinstimmung, aber auch gegenseitige Ergänzungen. Das wird Arbeitsstil der Regierung sein, sagt Modrow. Dazu braucht er Menschen, die den eigenen Ideen möglichst viel hinzufügen. Er vergleicht das mit dem Maler, der sich wundert, wieviel die Leute aus seinem Bild herauslesen, so daß es eine Dimension erhält, an die der Maler selbst nicht dachte.

Wenn man zu dieser Kreativität bereit ist, kann man auch mit sehr klugen Menschen arbeiten. Denn in der Regel sind dort weniger kluge Menschen gefragt, wo der Leiter nicht selber vordenkt und dann aufpaßt, daß da keiner ist, der über ihn hinwegdenkt. Diese Offenheit, gepaart mit Mut zur Entscheidung, versteht Hans Modrow als Prinzip. Mit der Konsequenz des Rücktritts, wenn der Leiter nichts mehr einzubringen hat.

Ich frage nach dem Korrektiv, das es offensichtlich bisher nicht gab, denn die Selbsteinschätzung ist ja das Schwierige an dieser Sache. Er will bewahren, daß er Menschen um sich hat, die ihm die Wahrheit, ihre volle Meinung sagen. Wenn das nicht funktioniert, muß man aufhören. Streitbare Partner hatte er auch schon in Dresden. Den Mann der Landwirtschaft, einen kritischen Geist, der auch nicht verbarg, wenn er mehr Ahnung hatte als der 1. Sekretär. Von einem guten Verhältnis zur Wissenschaft in Dresden zeugt auch ein Brief Manfred von Ardennes, der über notwendige Entwicklungen auf drei Schreibmaschinenseiten mehr aussagt, als manche ganze ND-Seite der letzten Jahre. Letztendlich aber werden Demokratie und Öffentlichkeit, die wir jetzt trainieren, die einzig glaubwürdige Garantie gegen Rückfälle in alte Geleise sein.

4. Bild:

Verzahnte Finger oder Bitte zu Tisch

Da ist noch das Bild in den EAW Treptow. Die Geste der Arbeiterin könnte die Probleme in der Vorfertigung andeuten, wo die Einrichter im verschlissenen Maschinenpark sich als „Künstler“ anreden lassen. Der unangemeldete Besuch ohne Blumen und Spalier erstaunt die Arbeiter, verunsichert sie aber durchaus nicht, ermutigt eher, Probleme auszupacken, Entscheidungen einzufordern. Der Rundgang wird trotz Pressefotografen nicht zur Schau, wie auch das Gespräch mit dem überraschten Direktor Wolfgang Puppe gleich zur Sache geht. Der ist sichtlich erleichtert, als er von Hans Modrow ganz klar bestätigt erhält: Eine Doppelherrschaft wird's nicht mehr geben, der „General“ ist der Regierung verantwortlich – und vor allem dem Volk. Hier erfahre ich auch, daß sich Hans Modrow in seiner Doktorarbeit der sechziger Jahre mit wissenschaftlichen Leitungsmethoden und in den darauf folgenden Jahren intensiv mit dem Management in westlichen Industriestaaten beschäftigt hat. Er spricht von Anregungen aus Japan und aus der Bundesrepublik, die, auf unsere Bedingungen umgesetzt, interessant für notwendige Umgestaltungen in der Wirtschaft werden könnten. Später höre ich von seiner Teilnahme an der kurzen Blüte der Soziologie in unserem Lande, die er nie ganz aus dem Auge verlor.

Der Dialog mit Wolfgang Puppe führt zum Thema Perestroika, das wir dann weiter behandeln. Für den Regierungschef ist die Sowjetunion ein zuverlässiger, besonnener Partner, mit dem für 1990 in für die DDR lebenswichtigen Planpositionen große Dimensionen vertraglich abgesichert werden konnten. Aber die Erfahrungen der Perestroika zeigen auch, daß politische und wirtschaftliche Reform in einem Prozeß gedacht werden müssen. Und in beiden Punkten steht die Regierung in der Verantwortung. Die sowjetischen Genossen, höre ich, haben u. a. auch auf einen Fehler hingewiesen, vor dem wir uns hüten sollten: In der Wirtschaft wurden die alten Strukturen einfach abgeschafft in der Annahme, man könne ohne Übergang darauf etwas Neues setzen, es werde vielleicht sogar von selbst entstehen.

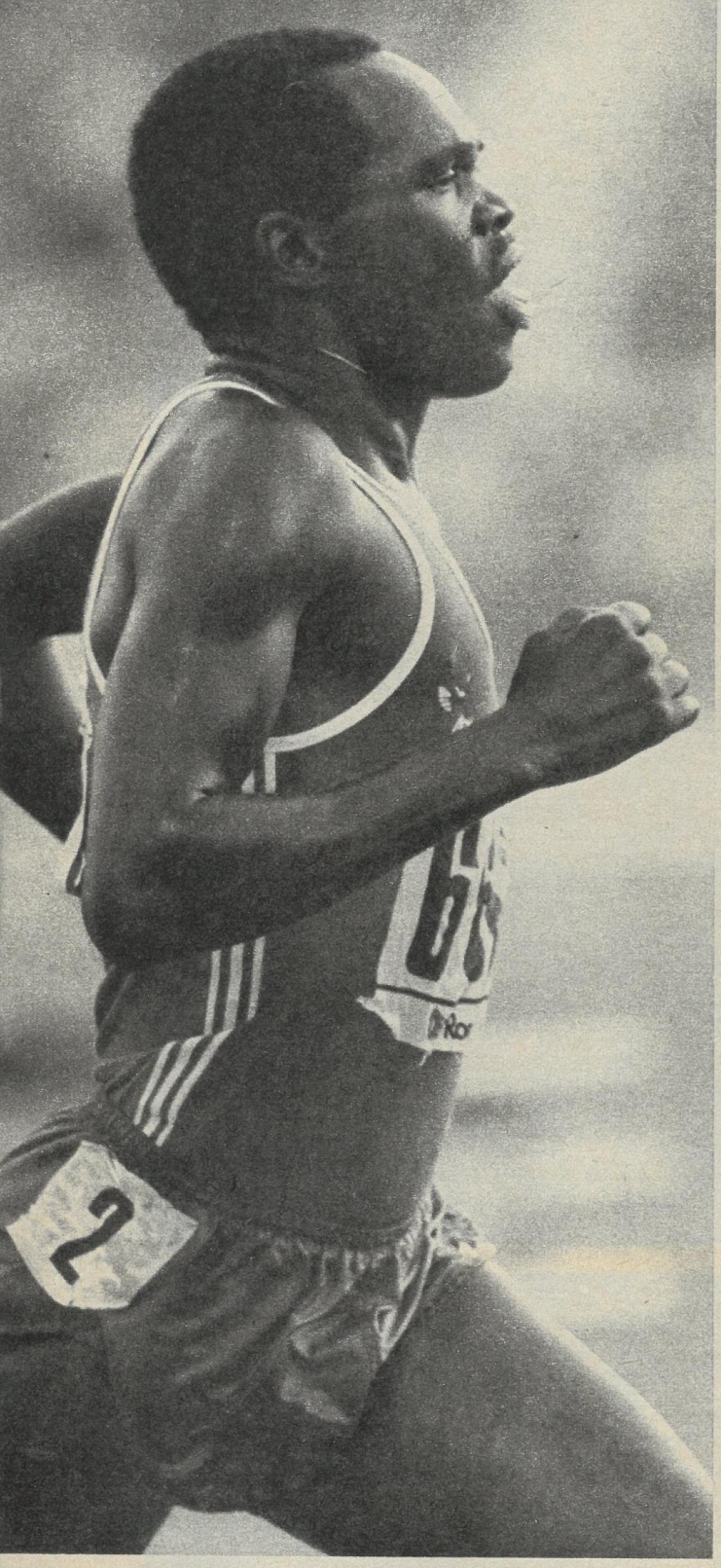
Beim Gespräch in den EAW sehe ich bei Hans Modrow die Geste der ineinander greifenden Finger, mit der er die Übergangszeit bis zum „Greifen“ der Wirtschaftsreform charakterisiert. Unter den veränderten Bedingungen will er das Ringen um Stabilität und Solidität konsequent fortsetzen, wohl wissend, daß damit noch keine Reformen gemacht sind. Gleichzeitig ist das neue Feld zu konzipieren und auf die Bestellung vorzubereiten. Darüber wird nicht zuletzt am Runden Tisch zu verhandeln sein. Dieses Land wird es nicht aushalten können, daß sich die Gesellschaft in Fordernde einerseits und in Ausführende und Verantwortende andererseits aufspaltet. Hans Modrow spricht von Verantwortungsgemeinschaft, Pfarrer Friedrich Schorlemmer von der Solidargemeinschaft. Beide sind sich sehr nahe, wenn es um den menschlichen Sozialismus geht. In solchem Konsens liegt wohl auch eine starke Hoffnung in dieser aufregenden und anregenden Zeit.

★ ★ ★

Als ich mich von Hans Modrow und seiner Frau verabschiede, die sich über eine Stunde zu einem verabredeten Abendbrot verspäten, frage ich mich, wie lange er das noch aushält. Jede Terminlücke ist mit Medien besetzt, deren Wünsche er diszipliniert abarbeitet. Wann kann er sich ausruhen? Braucht er nicht seine Zeit vor allem zum Vorausdenken?

Dieser Wettlauf ist nicht im Dauerspur zu gewinnen und braucht ein faires Team.

Zusatzfotos: privat



Peter Koech (Kenia)

Javier Sotomayor (Kuba)

In den endlosen Jagdgründen der Läufer:

Wird Aouita ein Nurmi?

Weltrekorde sind dazu da, daß man sie bricht. Solcher vermeintlichen Weisheit, einer urheberlosen wie umstrittenen Vereinfachung sportlicher Höchstleistung, die Tat folgen zu lassen, wird von Mal zu Mal komplizierter. Zuweilen scheint es, als sei die Leichtathletik an mehreren Stellen bereits an die Grenzen des gerade noch Machbaren gestoßen.

Waren Bob Beamons 8,90 m wirklich ein Sprung ins nächste Jahrtausend? Wie „ewig" währen die Zeiten von Florence Joyner-Griffith, Marita Koch und Tatjana Kasankina, auch der Speerwurf Petra Felkes oder der Siebenkampf Jakkie Joyners? Wird in Bälde einer des Weges kommen und die Kugel noch weiter stoßen als Ulf Timmermann oder die 400 m Hürden noch schneller laufen als dieses Unikat Moses? Kann der Stabhochspringer Sergej Bubka zu seinen sportlichen Lebzeiten noch wahrmachen, was ihm an einem Höhenflug vorschwebt, den momentan nur er selbst für möglich hält? Wird bei dem ständig sich steigernden Verbrauch von „Hasen" noch einmal zu erleben sein, daß im Mittel- oder Langstreckenlauf ein olympischer Sieger als Gratifikation Weltrekord läuft? Die Letzten der Mohikaner solcherweise waren der Finne Lasse Viren und der Kubaner Alberto Juantorena. Viren stürzte sogar unterwegs!

An der Entthronung des Langstreckenläufers Henry Rono, der 1978 jedes seiner 21 Rennen mit einem Sieg abschloß und dabei auf vier verschiedenen Distanzen zum Weltrekordler aufstieg, arbeitete eine Heerschar von Nacheiferern wie die Berserker. Daß der umfassende „Sturz" des einstigen sportlichen Nimmersatts aus den höchsten Etagen der Weltbestenlisten erst elf Jahre später gelang, machte die chronische Verklemmtheit er-

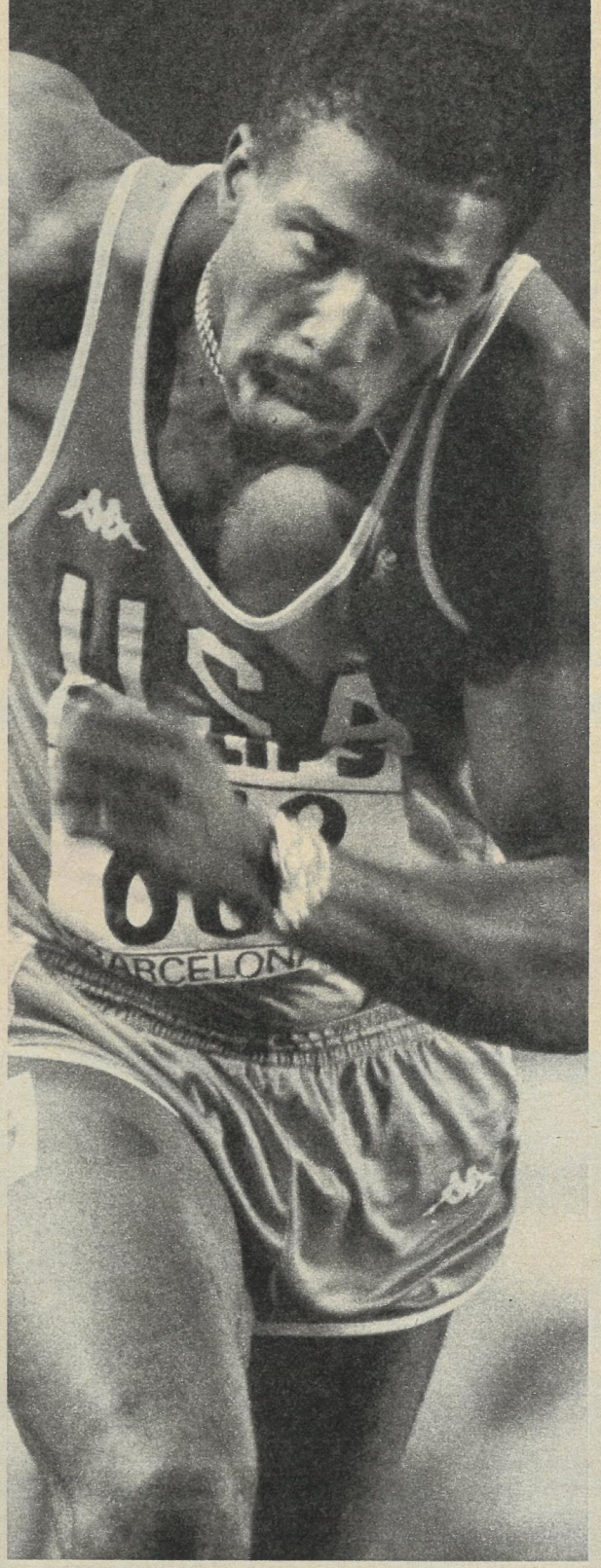
Die Leichtathletik-Weltrekorde 1989 in den olympischen Disziplinen

MÄNNER

3000 m	7:29,45 min	Aouita (Marokko)	20. 8.	Köln
10 000 m	27:08,23 min	Barrios (Mexiko)	18. 8.	Westberlin
110 m Hürden	12,92 s	Kingdom (USA)	16. 8.	Zürich
3000 m Hindernis	8:05,35 min	Koech (Kenia)	3. 7.	Stockholm
Hochsprung	2,44 m	Sotomayor (Kuba)	29. 7.	San Juan
20 km Gehen (WBL)	1:18:54 h	Misjula (UdSSR)	18. 7.	Sotschi
50 km Gehen (WBL)	3:37:41 h	Perlow (UdSSR)	5. 8.	Leningrad

(WBL = Weltbestleistung/Straße)

Said Aouita (Marokko)



Roger Kingdom (USA)

Arturo Barrios (Mexiko)

klärbar, den traumwandlerischen Vorstößen des Kenianers ins Exorbitante könne nie und nimmer gefolgt werden.

Nun ist Rono zwar eine leichtathletische Geschichtsfigur geblieben, gleichwohl ist er überall dort, wo er seine läuferische Immunität begründete, nichts mehr. Anno 1989 hat er den Verlust seiner beiden letzten Weltrekorde beklagen müssen. Stammesbruder Peter Koech sorgte dafür, daß der über 3000 m Hindernis nicht außer Landes ging, den „3000er zu ebener Erde" angelte sich – „endlich ist diese scheinbar ewigliche Mühsal ausgestanden" – der Marokkaner Said Aouita. Wer auch sonst.

Auch was die Universalität anlangt, ist Rono schon keine Legende mehr – was er angesichts eines Nurmi oder Owens oder Zatopek sowieso nie war. Aouita hält derzeit vier Weltrekorde. Die 1500 m lief er in 3:29,46 und die 2000 m in 4:50,81 Minuten, doch am einschneidensten ist, daß er über 3000 m (7:29,35) und 5000 m (12:58,39) als erster und bisher einziger Läufer der Welt dasteht, der unter siebeneinhalb bzw. 13 Minuten blieb. Ergo nur er hat zwei sogenannte Schallmauern schon von der anderen Seite gesehen.

Wenn der smarte Rekordemacher aus Kenitra sagt, die ihm zum Meilenweltrekord fehlenden 57 Hundertstelsekunden werde er nächstens ebenso vergessen machen wie die fortwährende Fragerei, ob ein 10 000-m-Lauf in weniger als 27 Minuten denn wohl zu schaffen ist, haben Gegenargumente kaum einen Sinn. Auch der Name des neuen 10 000-m-Weltrekordlers Arturo Barrios wird ihn nicht schrekken. Während der Mexikaner jene Morgenluft wittert, in der er als erster „26er" der Langstreckengeschichte zum Paradies aufsteigt, bekräftigt Aouita sein Urteil, dem 10 000-m-Weltrekord fehle es weiters an Größe: „Glaubt's mir, es gibt bessere."

Mit seinem immensen läuferischen Aktionsradius hat sich Aouita bereits Nurmi genähert. Weltklasse sowohl über 800 wie auch über 10 000 m, stolziert er durch die endlosen Jagdgründe zwischen diesen beiden Strecken wie Enak. Eine Art moralischer 3000-m-Weltrekordler war er schon, als er vor drei Jahren in Köln 7:32,23 min lief. Denn Ronos 7:32,1 min von Oslo '78 unterlagen der in punkto Reaktion bevorteilten Handstoppung, und es ist längst festgestellt, daß diese gegenüber dem elektronischen Zeitmesser einen um 27 Hundertstelsekunden besseren Wert ermittelt. Aus solch kühlem Grunde erfolgte auch Ronos Sturz vom Hindernis-Thron strenggenommen schon viel früher. Mit seinen 8:05,4 min von Seattle '78 war er rechnerisch langsamer als Olympiasieger Julius Kariuki mit 8:05,51 min voriges Jahr in Sòul.

Solcherart Probleme haben Hochspringer nicht. Kubas Weltrekordler Javier Sotomayor bewies Augenmaß, indem er 2,44 m für wahrscheinlich, 2,45 m für derzeit möglich hielt. Ergo überquerte er 2,44 m. Beim neuen 110-m-Hürden-Weltrekordler Roger Kingdom machte sich wieder einmal ein altes Reglements-Leiden bemerkbar. Als er zum Weltcup in Barcelona bei unzulässig starkem Rückenwind gar 12,87 s lief, wurden die Sehnsüchte nach jenem Mann größer, der einmal auf den Tisch haut und durchsetzt, daß Rückenwind im Hürdensprint nichts gilt. „Mit dem Wind, der dich ins Hindernis geradezu hineintreibt, kommt der Teufel und stellt dir ein Bein nach dem anderen. In Barcelona riß ich fast jede Hürde um..."

Hans Richard Vollbrecht (Text), Eberhard Thonfeld (Fotos)

Stefan Doernberg zum Stalin-Buch Dmitri Wolkogonows

Triumph und Tragödie

im Vorabdruck der FREIEN WELT

Prof. Dr. Stefan Doernberg: deutscher Kommunist, ging 1935 in die sowjetische Emigration, Leutnant der Sowjetarmee, nach 1945 Journalist, Historiker, leitende Positionen in wissenschaftlichen Instituten, Botschafter der DDR in Finnland, jetzt Präsident des DDR-Komitees für Europäische Sicherheit und Zusammenarbeit.

Auf diesen Seiten beginnt FREIE WELT in einer mehrteiligen Serie den Abdruck eines politischen Porträts Stalins aus der Feder des sowjetischen Historikers Dmitri Wolkogonow. Kaum ein anderer Politiker hat eine solch tiefe Spur in der Geschichte unseres Jahrhunderts hinterlassen wie dieser. Eine Blutspur, Narben, die nicht verheilen wollen und immer wieder aufbrechen, aber auch Legenden, in denen sich Wahrheit, Halbwahrheiten und Lügen verweben, gehören zum Nachlaß Stalins 36 Jahre nach seinem Tod. Noch immer wird mit seinem Namen, genauer mit seinem Wirken als Generalsekretär und Generalissimus der Sieg über den Hitlerfaschismus, diese furchtbare Ausgeburt des modernen Kapitalismus, aber auch der beeindruckende Aufschwung des bettelarmen Bastschuhrußlands zur zweiten Weltmacht, zum Pionier in der Bezwingung von Analphabetentum, des Kosmos und vieler wissenschaftlicher und technischer Höhen in Verbindung gebracht. Fast drei Jahrzehnte – und zwar solche, in denen es um das Weiterbestehen der europäischen Zivilisation ging – stand er an der Spitze des ersten sozialistischen Staates.

Mit seinem Namen ist die Entstehung eines Modells des Sozialismus verbunden, dessen Grundzüge (mitunter auch viele Details) das Leben von einem Drittel der Menschheit bestimmen sollten. Zeit seines Lebens war seine Autorität praktisch unangefochten. Und das, obwohl er dem Aufbau des Sozialismus einen Schaden zu-

Stalin - Legende

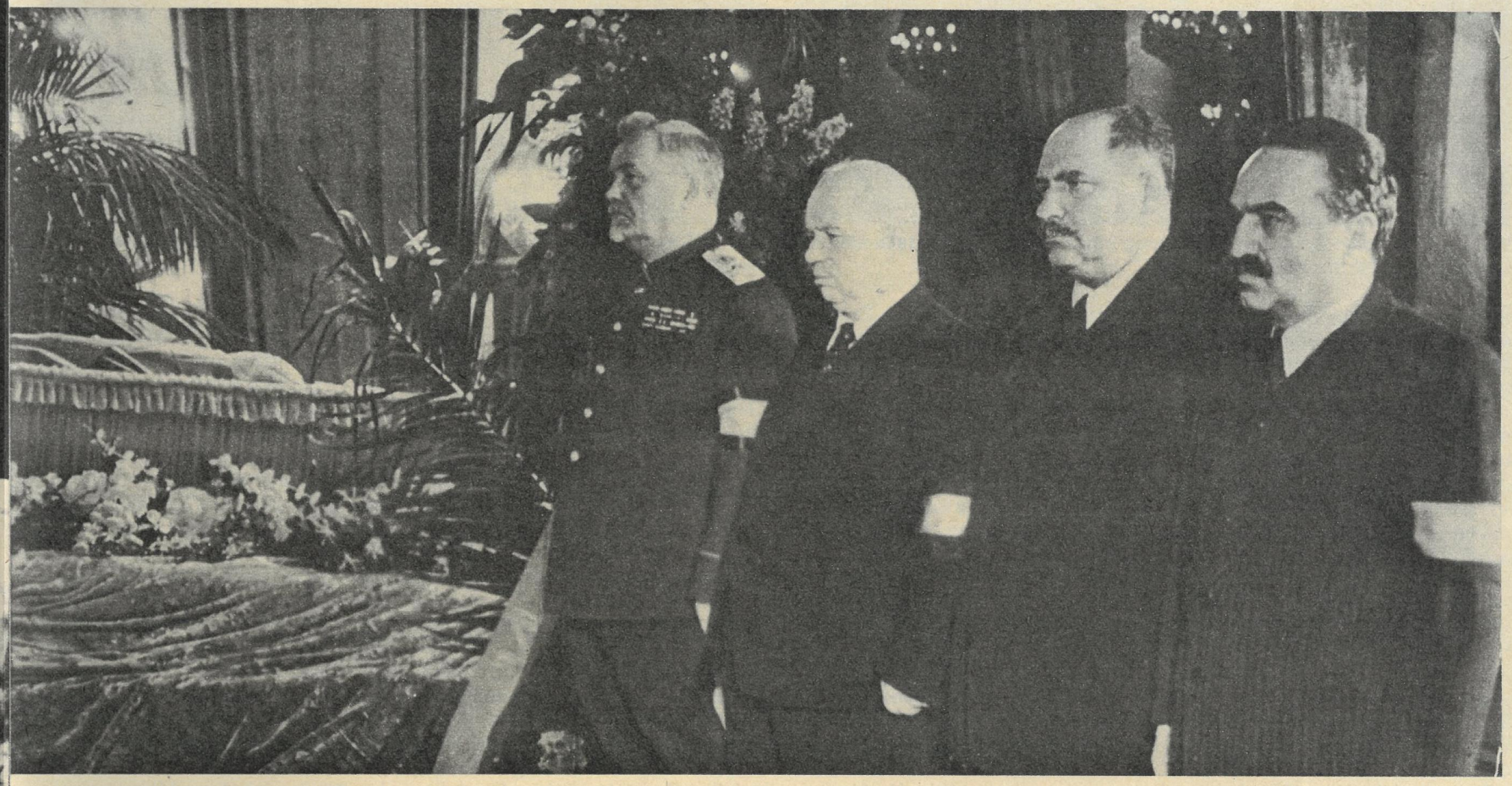
Stalin starb im März 1953. Auf dem Foto von links nach rechts: Molotow, Woroschilow, Berija, Malenkow, Bulganin, Chrustschow, Kaganowitsch, Mikojan.

Teil 1: Ein Statist der Revolution?

Macht man sich mit Dokumenten aus den Tagen der Revolution vertraut – ZK-Beschlüssen, Stenogrammen von Parteiforen, Telegrammen revolutionärer Organe –, so bemerkt man, daß Stalin in diesen Materialien im Gegensatz zu Sinowjew, Kamenew und Trotzki (der erst im Mai 1917 nach Rußland zurückkam), Bucharin, Swerdlow, Dzierżyński höchst selten erwähnt wird. Ich spreche natürlich nicht von Lenin, der, wo immer er sich befand, stets im Epizentrum der Revolution stand. Durch das Gesamtwerk J. W. Stalins und seine „Kurze Lebensbeschreibung" zieht sich vordergründig der Hauptgedanke: Stalin war immer an Lenins Seite. Im dritten Band der Werke zum Beispiel wird unumwunden behauptet: „W. I. Lenin und J. W. Stalin leiten die Arbeit der VII. Allrussischen Konferenz (Aprilkonferenz) der bolschewistischen Partei." – „10. Oktober: das ZK... setzt für die Leitung des Aufstands ein aus sieben Personen bestehendes Politisches Büro des ZK mit W. I. Lenin und J. W. Stalin an der Spitze ein." – „Vom 24./25. Oktober leiten W. I. Lenin und J. W. Stalin den bewaffneten Oktoberaufstand." Derartige Behauptungen, unendlich weit von der Wahrheit entfernt, bekamen Millionen Men-

fügte wie niemand sonst, die schlimmsten Feinde des Sozialismus eingeschlossen. So paradox das klingen mag, Stalin versetzte dem Sozialismus größere und schlimmere Schläge als sein Gegenspieler Hitler. Vielfach mit ähnlichen verbrecherischen Methoden. Die furchtbare Blutspur, die er hinterließ, beweist das, denn durch ihn und seine Politik wurden mehr führende Kommunisten, verdienstvolle Revolutionäre, Generale und Wissenschaftler, Erbauer des Sozialismus aus allen Schichten des Volkes hingemordet, als dies die Hitlerfaschisten vermochten. Eine bittere Wahrheit, die noch schwer zu verarbeiten ist. Das System des Stalinismus, dieses vielschichtige Modell einer postkapitalistischen Entwicklung, die sowohl hin zum Sozialismus als auch weg von ihm führte, ist zweifellos nicht nur auf die Person des am 21. 12. 1879 geborenen und am 5. 3. 1953 verstorbenen Dshugaschwili-Stalin zugeschnitten. Nicht ohne Grund hat es ihn überlebt – von der Elbe bis zum Gelben Fluß. Aber er war und ist der Hauptbezugspunkt, und die Beschäftigung mit seiner Person, seinem Werdegang, den Beweggründen und Praktiken seines Handelns ist nicht nur legitim, sondern für das Verständnis der Geschichte unseres Jahrhunderts unverzichtbar. Lange Zeit wurden die Innen- wie Außenpolitik Stalins, seine Methoden, auch die der diktatorischen Machtausübung und des Terrors als historische Notwendigkeit verstanden, um den Sozialismus zu stärken. Sah das auch Stalin selbst so? Oder führte er nur einen nackten Machtkampf mit dem Ziel, die Alleinherrschaft zu erringen und sie vor allen potentiellen Gegnern zu bewahren? Glaubte Stalin – und mit ihm seine unmittelbare Umgebung und auch die Führungsschicht der internationalen kommunistischen Bewegung – wirklich, daß die Errichtung eines totalitären Staates, eines administrativen Befehlssystems, der Diktatur eines unkontrollierten Machtapparats, die fälschlicherweise als Diktatur des Proletariats ausgegeben wurde, und einer daraus abgeleiteten schonungslosen Unterdrückung aller Andersdenkenden oder auch nur in diesem Sinn Verdächtigten der einzig mögliche gangbare Weg zum Sozialismus ist? Sicher gibt es noch viele weitere Fragen, die mit dem Phänomen Stalin und dem Stalinismus verbunden sind. Viele Bücher und Abhandlungen sind hierzu geschrieben worden – aus verschiedener Sicht mit unterschiedlicher Beantwortung und unter Hinzuziehung mannigfaltiger Quellen, meist sekundärer und damit nicht erschöpfend aussagefähiger Natur. Der sowjetische Philosoph und Historiker Dmitri Wolkogonow hat als erster ein Buch vorgelegt, das als tiefgründiges politisches Porträt gedacht ist und dessen Aussagen auch auf vielen Archivquellen beruhen, darunter aus dem bisher nicht zugänglichen Privatarchiv Stalins, sowie Zeugnissen von Zeitgenossen des Diktators, auch solchen, die ihm bedingungslos vertraut und ihn unterstützt hatten.
Die für die Veröffentlichung in FREIE WELT vorgesehenen Abschnitte aus

und Wirklichkeit



schen jahrzehntelang gelehrt.
Greift man erneut auf Protokolle, Stenogramme, Tagebücher und Memoiren zurück, in denen Stalin Erwähnung findet, kommt man zu dem Schluß, daß Stalin keineswegs an der Revolution als hervorragende Persönlichkeit, als Geistesgröße, flammender Tribun und Organisator teilnahm, sondern als unauffälliger Funktionär des Parteiapparates. So wird Stalin zum Beispiel in der von einer Kommission zur Geschichte der Oktoberrevolution 1924 abgefaßten Chronik für die Zeit von vier Monaten (Juni bis September 1917) insgesamt neunmal genannt, Sawinkow hingegen mehr als vier dutzendmal, Skobelew (Stellv. Vors. d. Petrograder Sowjets – d. Red.) mehr als fünfzig- und Trotzki mehr als achtzigmal. Darüber, ob solche „statistische" Methode zur Einschätzung politischer Aktivität unvollkommen ist, läßt sich selbstverständlich streiten. Dennoch widerspiegelt sie eine Facette der Persönlichkeit, die durch das Prisma der öffentlichen Meinung gebrochen wird. Ja, Stalin war Mitglied des ZK, arbeitete in der „Prawda", war in einer Reihe anderer Gremien, Räte und Kommissionen, aber außer einer einfachen Aufzählung verschiedener Komitees läßt sich kaum etwas über den konkreten Inhalt seiner Tätigkeit sagen. Der Hauptgrund dafür besteht nach meiner Auffassung in Stalins mangelnder Fähigkeit zur revolutionären Kreativität. Er war ein guter Vollstrecker, besaß aber keine reiche Phantasie. Es ist kein Zufall, daß Stalin auf der Märztagung der Bolschewiki in seinem Referat nichts Konstruktives vorzuschlagen vermochte außer der Warnung, die Ereignisse nicht

Stalin — Legende und Wirklichkeit

diesem Buch können nur einen ersten Einblick vermitteln. Einige, aber wichtige Stationen im politischen Werdegang Stalins wurden ausgewählt. Insgesamt geben sie eine Vorstellung davon, wie es zur Alleinherrschaft Stalins kommen konnte, wie vor allem der mit verbrecherischer Perfektion betriebene Machtmißbrauch zu den schlimmsten Deformationen des Sozialismus führte. Der Vorabdruck ist höchst aktuell, trägt nicht nur dazu bei, eine bisher vorenthaltene historische Wahrheit zu lüften. Sie kann unmittelbar hilfreich sein bei der Beantwortung und Bewältigung der Probleme, die heute vor der revolutionären Erneuerung des Sozialismus stehen. Vor dem Oktober/November 1989 war eine solche Veröffentlichung nicht denkbar.

Das unselige „Sputnik"-Verbot – einer der schreiendsten Akte des Antisowjetismus – war ja erfolgt, um selbst die geringste Enthüllung des Phänomens Stalin zu verhindern. Dabei war weit mehr im Spiel. Der Stalinismus in seiner spezifischen Form (in den Farben der DDR) sollte konserviert werden. Auch hier hatten wir es mit einem Paradoxon der Geschichte zu tun. Der DDR war der Stalinismus weniger als anderen Ländern aufgezwungen worden. Gründe verschiedenster Art hatten Stalin zu solch einer Deutschlandpolitik bewogen. Er bestand weder auf Schauprozessen und Massenrepressalien, noch auf anderen Verbrechen oder einem solch rigorosen Abbau der Demokratie, wie dies die Geschichte der UdSSR und weiterer Länder nach 1945 kennzeichnete. Die Parteiführung der SED, vor allem Wilhelm Pieck und Otto Grotewohl, und die leitenden Offiziere und Verantwortlichen der Sowjetischen Militäradministration taten das ihrige, woran wir heute mit gutem Gewissen anknüpfen können. Dennoch wurden Grundzüge des Modells des Stalinismus dann nach der Gründung der DDR übernommen und, was besonders fatal ist, nach 1953 weiter gepflegt, ja sogar weiterentwickelt. Die berüchtigte Stalin-Biographie – auf ihr beruht bis heute das Wissen, besser gesagt Unwissen nicht weniger über Stalin und seine angeblich großen Verdienste – wurde in diesen Jahren zur Pflichtliteratur, zum Kernstück des Partei- und FDJ-Lehrjahrs deklariert. In keinem anderen Land wurde

Die Kunst im Solde der Legendenbildung: ein Ölgemälde, das Stalin mit Lenin als ein Führer der Revolution zeigt.

Stalins Gegenspieler Trotzki, der hier (links) die Parade zum Jahrestag der Revolution abnimmt.

zu forcieren. Nicht eine große Idee, keine originelle Lösung, kein neues Herangehen konnte Stalin einbringen. Er, Mitglied des ZK, war nicht imstande, in Lenins Abwesenheit als Führer im russischen Maßstab in Erscheinung zu treten. Lenin drückte stets die Interessen des Volkes aus, in der Lösung der Aufgaben von heute sah er die Zukunft. Stalin war weit vom Volk entfernt. Er verkehrte mit ihm über den Apparat, mittels der Funktionäre. Lenin suchte jede Gelegenheit zum Kontakt, zum Dialog mit den Volksvertretern. Stalin beschränkte sich auf den Umgang mit Vertretern von Organisationen und Komitees.

Gewiß, die Tatsache, daß Stalin 1917 im Schatten stand, ist nicht allein Ergebnis seiner sozialen Passivität, sondern der ihm vorbehaltenen Rolle eines Vollstreckers, für die er unstrittige Gaben besaß. Stalin war unfähig, sich in den stürmischen Monaten des Umbruches von 1917 über Alltäglichkeit und Normalität zu erheben. Viele von denen, die in jener Zeit an seiner Seite standen, waren stärker ausgeprägte Individualitäten. Wenig wahrscheinlich ist, daß Stalin sich damals in ehrgeizigen Absichten verzehrte. Es stimmt, die Erscheinungen des Versöhnlertums im März, die Unbeständigkeit seiner Position in einer Reihe von Schlüsselfragen sind nicht zufällig und machen später noch mehrmals die Runde. Stalins ständige Präsens in der zweiten Reihe erwarb ihm allmählich, unmerklich, jedoch zwangsläufig, eine stabile politische Autorität inmitten der bolschewistischen Führer. Auf der VII. (April-)Konferenz wurde Stalin erneut ins Zentralkomitee der Partei gewählt.

Wie verhielt Stalin sich in den kritischen Tagen des Oktober? Welche Rolle spielte er tatsächlich? Warum findet sich sein Name in den Annalen der Revolution höchst selten, obwohl er regelmäßig, ja fast immer in die verschiedenen leitenden Organe kam?

So beschreibt die Rolle Stalins die „Kurze Lebensbeschreibung": „Lenin und Stalin führten die Partei und die Arbeiterklasse kühn und sicher, fest und umsichtig zur sozialistischen Revolution, zum bewaffneten Aufstand. Lenin und Stalin sind die Inspiratoren und Organisatoren des Sieges der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution. Stalin war der nächste Kampfgefährte Lenins. Er leitete unmittelbar die gesamte Vorbereitung zum Aufstand. Seine richtunggebenden Artikel wurden in den bolschewistischen Gebietszeitungen nachgedruckt. Stalin ließ Vertreter der Gebietsorganisation zu sich kommen, instruierte sie und legte die Kampfaufgaben für die einzelnen Gebiete fest. Am 16. Oktober wählte das Zentralkomitee das Parteizentrum zur Leitung des Aufstands mit Genossen Stalin an der Spitze."

Damit ist faktisch alles gesagt. Die Apologetik ist offenkundig. Nur Lenin und er, Stalin. Er führt nicht anders als mittels „Vorladungen", „Instruktionen". Das stammt jedoch bereits aus der Praxis und Terminologie der dreißiger Jahre. Den Autoren der Lebensbeschreibung fiel es schwer, etwas Konkretes anzuführen, denn Stalin „führte" in den Tagen der revolutionären Höhepunkte nichts, er „leitete" nichts und „instruierte" niemanden, sondern er „vollstreckte" lediglich die Aufträge Lenins, die Beschlüsse des Revolutionären Militärkomitees beim Petrograder Sowjet.

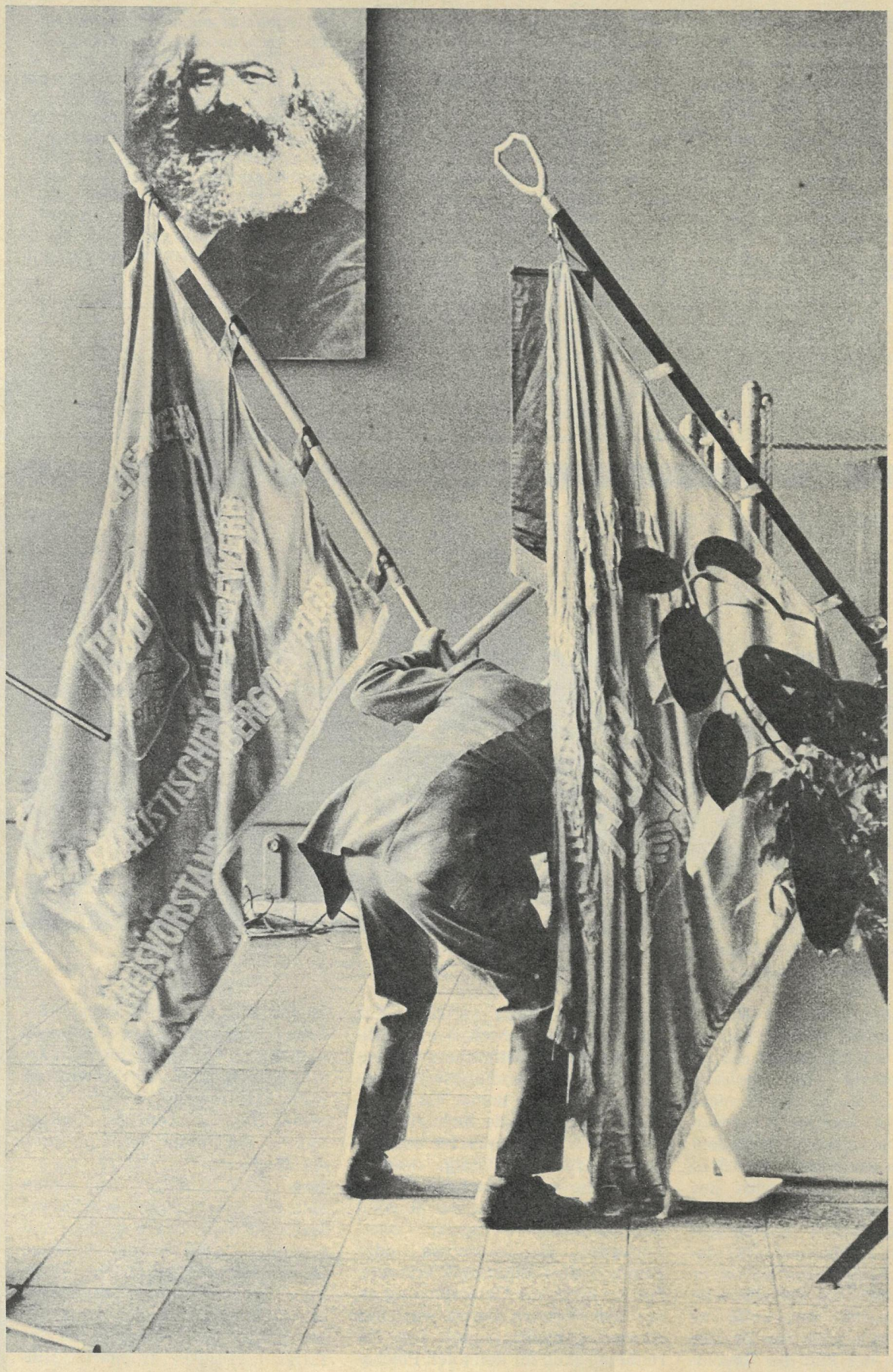
Stalin fuhr fort, Artikel zu schreiben, welche die Parteibeschlüsse kommentierten. Am 24. Oktober, als Kerenski die Herausgabe des Zentralorgans der Partei „Rabotschi Put" (Der Arbeiterweg) verbot, nahm Stalin zusammen mit einer Abteilung Rotgardisten an der Verteidigung der proletarischen Zeitung teil. Am selben 24. Oktober wurde in der Zeitung der belanglose, ganz und gar nicht dem Geist der Zeit entsprechende Artikel Stalins „Was brauchen wir?" veröffentlicht, wo er weiter auf die Notwendigkeit verweist, die Konstituierende Versammlung einzuberufen. Faktisch ähnelt der Stalinsche Artikel Sinowjews und Kamenews traurig-berühmtem Brief „Zum gegenwärtigen Zeitpunkt" vom 11. Oktober, in dem sich die beiden schwankenden Gestalten gegen den ZK-Beschluß zur Vorbereitung des bewaffneten Aufstands aussprachen. Sinowjew und Kamenew schrieben, „die Sowjets sollen die Pistole sein, der Regierung auf die Brust gesetzt", so daß eben angesichts dieser Bedrohung die Konstituierende Versammlung einberufen werden kann. Stalin hielt es am Vorabend des Aufstandes ebenfalls für möglich, auf die Idee der „Konstituante" zurückzukommen. Gleichzeitig, das ist wahr, bewies Stalin, daß es erforderlich sei, „die

der XX. Parteitag der KPdSU so verdrängt wie bei uns. Auch alle weiteren Versuche der Bewältigung des Stalinismus, so inkonsequent und widerspruchsvoll sie auch waren, wurden nicht zur Kenntnis genommen, oftmals sogar scharf zurückgewiesen.
Besonders gilt das für die Perestroika, die ja von Anfang an und dann in einem zunehmenden Maße Trennung vom Stalinismus und dessen schonungslose Überwindung bedeutete. Zweifellos gab es hierfür viele Ursachen. Nicht zu unterschätzen ist, daß die bisherige Führung der SED von jung an durch die Persönlichkeit Stalins geprägt war, den Marxismus-Leninismus weniger nach seinen Urquellen studiert, sondern primär in der Stalinschen Deutung, das heißt Mißdeutung aufgenommen hatte. Eine innere Trennung von Stalin und dem Stalinismus – sie konnte niemandem leichtfallen und vollzog sich bei allen Kommunisten, insbesondere den älteren, zu denen ich mich ja auch rechnen muß, mühsam und verbunden mit einer selbstkritischen Korrektur eigener Positionen – hat es bei den Verantwortlichen in unserem Land nicht gegeben. Dagegen eine überhebliche Haltung zur Perestroika wie auch schon zu jenen, die ihr den Weg ebneten. Zu leiden hatte der Sozialismus in der DDR, die sich anschickte, letzte Bastion des Stalinismus zu werden, obwohl die Bedingungen für seine Überwindung hier günstiger waren als vielerorts sonst. Sehr spät, mit einem unverzeihlichen Zeitverlust, aber wie ich überzeugt bin, noch nicht zu spät, haben wir uns in die Erneuerung des Sozialismus eingegliedert. Einen Grund für einen berechtigten Optimismus sehe ich darin, daß die deutsch-sowjetische Freundschaft tief verwurzelt ist, eine Freundschaft, die das Bekenntnis zur Perestroika und zur Abrechnung mit dem Stalinismus einschließt.
Stalin hat im Sozialismus gewirkt. Dieser hat trotz Stalin viele Prüfungen der Geschichte bestanden, wenn auch nicht alle. Deshalb kommt seiner Renaissance, seiner revolutionären Erneuerung eine solch historische Bedeutung zu. Stalinismus entstand auf dem Boden des Sozialismus, ist aber seine Deformation, seine Entstellung bis hin zur Negation.
Der politische Lebenslauf Stalins, angefangen von seiner Rolle in der Oktoberrevolution, mit deren Beschreibung FREIE WELT beginnt und die Stalin hochstilisieren und verfälschen ließ, um als der an der Seite Lenins herangewachsene größte Führer des Sowjetvolkes und aller Werktätigen der Welt zu erscheinen, gehört der Geschichte an. Doch sein Schatten lastet immer noch auf uns. Wir müssen endgültig aus ihm heraustreten. Wolkogonows Buch, schon die kurzen Ausschnitte aus ihm, können uns dabei helfen.

In die erste russische Regierung nach dem Sieg der Revolution trat Stalin als Volkskommissar für Nationalitätenfragen ein (rechts stehend neben Lenin).

Regierung Kischkin-Konowalow (N. M. Kischkin und A. I. Konowalow – Minister der Provisorischen Regierung) durch eine Regierung der Sowjets der Arbeiter-, Soldaten- und Bauerndeputierten zu ersetzen".
Stalin kam als Volkskommisssar für Nationalitätenfragen in die erste Sowjetregierung. An der Seite der Parteiführer, die alle wichtigen Fragen der Revolution entschieden, zeigte Stalin nie und bei keiner Gelegenheit im Jahr 1917 große Initiative oder schöpferische Tatkraft, noch brachte er dem ZK gegenüber eine originelle Idee hervor. Er war ein Mann aus der zweiten, dritten Führungsreihe, und sämtliche späteren Lobpreisungen der außerordentlichen Rolle Stalins in der Revolution halten den Tatsachen nicht stand. Sie, diese Rolle, ist eine Erfindung.
Stalin, der fast allen Revolutionsorganen angehörte, trug dort übrigens kaum eine konkrete Verantwortung. Sein aufmerksames, scharfes Auge sah jedoch viel. Ihn setzte Trotzkis Energie in Erstaunen, Kamenews Leistungsvermögen und Sinowjews Impulsivität. Stalin begegnete auch Plechanow mehrmals. Diesem brachte er Gefühle entgegen, die einer Verehrung nahe kamen. Ihn frappierten Plechanows scharfe Worte auf einer Kundgebung: „Die russische Geschichte hat das Mehl noch nicht gemahlen, aus dem der Weizenkuchen des Sozialismus gebacken wird..." Wie wir wissen, beließ es der glänzende Propagandist des Marxismus und Mitbegründer der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Rußlands Plechanow nicht dabei. Lenins „Aprilthesen" nannte er „Hirngespinste", die Sozialistische Oktoberrevolution verurteilte er und in der Folge auch den Brester Frieden. Von der Flut der Revolution in die Untiefe eines vulgären Reformismus geschleudert, von der Wirklichkeit, die seiner Theorie nicht „entsprach", enttäuscht, zog sich Plechanow nach Finnland zurück. Den Oktober anzunehmen vermochte er nicht, ihn bekämpfen wollte er nicht, seine politischen Prinzipien waren moralische.
Als am 4. Juni 1918 auf der gemeinsamen Sitzung des Gesamtrussischen ZEK, des Moskauer Sowjets, der Betriebskomitees und Arbeiterorganisationen Moskaus, an der auch Lenin teilnahm, das Andenken des verstorbenen Plechanow mit einer Schweigeminute geehrt wurde, war Stalin verblüfft. Für Stalin war ein Mensch, der öffentliche Nichtübereinstimmung mit seiner (Stalins) Handlungsweise bekundet hatte, für immer ein Feind. Aus diesem Grunde hielt er auch Trotzkis Traueransprache auf der Sitzung für überflüssig, desgleichen Sinowjews Nachruf in der „Prawda". Für Stalin war Revolution nur Kampf. Entweder – oder. Entweder Bundesgenosse oder Feind. Stalins Binärlogik erlaubte, falls er nicht zur Unterstützung einer der Parteien bereit war, nur Abwarten, nichts weiter. Die Ehrenbezeugung für den toten Plechanow hielt Stalin für „Liberalismus", eines Revolutionärs unwürdig. All das schien ihm intellektuelles Relikt, Speichelleckerei zu sein. Seine Genossen in der Partei werden noch Gelegenheit haben, sich von der Konsequenz der Ansichten des künftigen „Führers" zu überzeugen.
Drei Jahre nach dem bewaffneten Oktoberaufstand traf sich eine Gruppe von Teilnehmern jener Ereignisse zu einer Gedenkveranstaltung am Abend des 7. November 1920. Auch Stalin war eingeladen. Er aber wollte nicht dabei sein. Viele Menschen hatten sich eingefunden, darunter auch Trotzki, Sadowski, Mechonoschin, Podwoiski und Kosmin. Oft gedachte man Lenin, sprach man von Trotzki, erwähnte Kamenew, Kalinin, Sinowjew, Nogin, Swerdlow, Lomow, Rykow, Schaumian, Markin, Lasimir, Tschitscherin, Walden und andere „Geburtshelfer" der neuen Zeit. Das Stenogramm ist erhalten. Stalin wurde nicht ein einziges Mal genannt... Obwohl der künftige Generalsekretär praktisch sämtlichen hohen Gremien angehörte, kam es niemand in den Sinn, seinen Namen in Verbindung mit der Tätigkeit des Revolutionären Militärkomitees oder in Zusammenhang mit der Arbeit der Bolschewiki unter den Massen der Soldaten und Matrosen zu nennen. Fast alle oben erwähnten Bolschewiki und viele, viele andere hatten in jenen historischen Stunden die „Aurora" gestürmt, die von Kerenski mobilisierten Radfahrerbataillone angegriffen, die Einnahme der Bank, des Telegrafenamtes, der Bahnhöfe organisiert. Stalin blieb ein unbemerkter Statist, der einzelne Aufträge der revolutionären Organe erfüllte. Er erwies sich als

Fortsetzung Seite 42



Klaus-Rüdiger Ulrich,
Merseburg, Fotoclub
Merseburg

Leitbilder

Fotoaktion

WIR

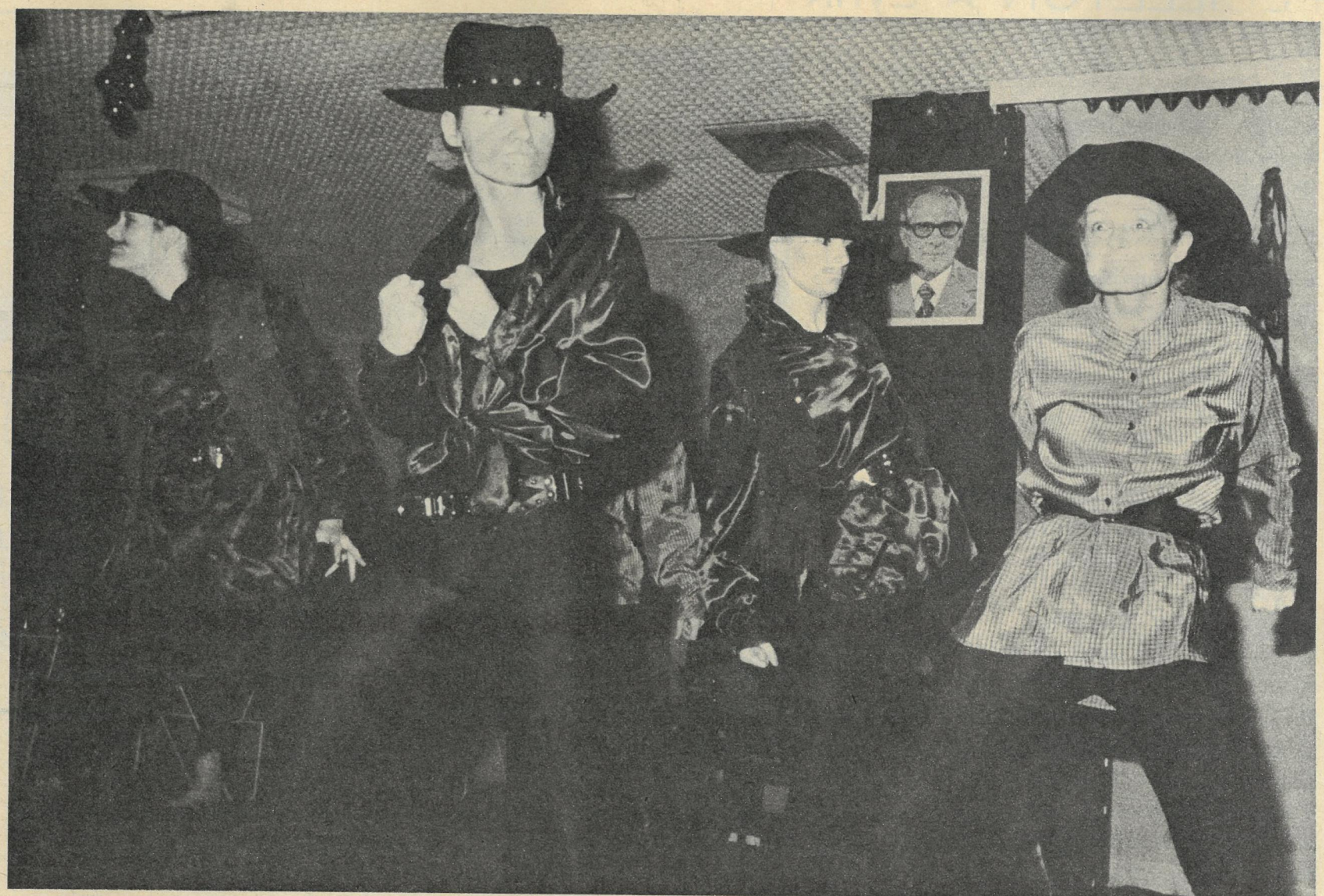
Unter dem Motto „Subjektiv durch Objektiv" startete die Redaktion die große FREIE-WELT-Fotoaktion in Heft 12/1989. Uns erreichten 156 Einsendungen von Fotoclubs mit etwa 3000 Farb- und Schwarzweiß-aufnahmen, die Motive aus dem Alltag unserer Republik zeigen. In den letzten Heften druckten wir auf 34 Seiten jene Bilder aus unserem Leben. Mit diesen Seiten beenden wir die Foto-Folge unserer Einsender, die in Heft 20 begann.

Die Preisträger unseres Wettbewerbs der Fotoclubs veröffentlichen wir im Heft 26.

ion

R

v durchs
ktion die
tion in
n 156
os mit
rzweiß-
dem All-
n. In den
auf 34
rem Le-
den wir
sender,



Klaus-Dieter Fahlbusch,
Potsdam, Fotoclub Potsdam

Ralph Schultz, Suhl, Foto-
club „Kontrast“

Thomas Hochmuth,
Zeuthen, Jugend-Fotozirkel SHR

Im letzten Monat des Herbstes,
An der Neige
Bittersten Lebens,
Erfüllt von Kummer,
Trat ein ich
In laublosen, in namenlosen Wald.
Sein Saum, er war umspült
Vom milchig-weißen
Glas des Nebels.
Es rollten klare Tränen
Von grauen Zweigen,
So wie sie
Die Bäume weinen vor dem Kommen
Des Winters, der die Farben tilgt.
Und da geschah das Wunder:
Im Dämmer
Erglänzte aus der Wolke Bläue,
Und grell ein Strahl schoß, wie im Sommer,
Aus künftigen Tagen in mein Gestern.
Die Bäume weinten vor dem Kommen
Froher Geschäftigkeit, festlichem Glanz,
Glücklicher Stürme, wirbelnd zum Azur,
Und Meisen flogen auf zu einem Tanz,
Als stiegen Hände auf der Klaviatur
Vom Erdreich in die Lüfte des Diskants.

1977

Arseni Tarkowski

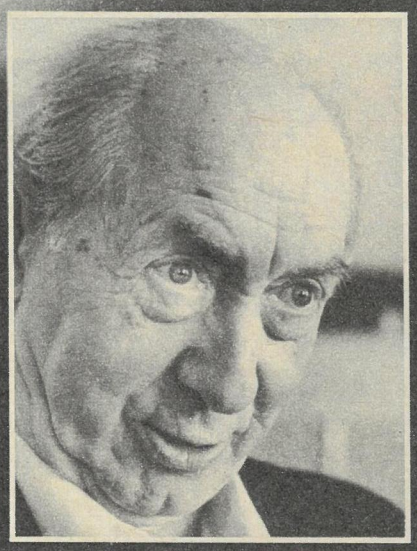
1907–1989

„Diese neue Stimme in der russischen Poesie wird lange klingen…“ schrieb die gestrenge Dichterin Anna Achmatowa begeistert, als 1962 Arseni Tarkowskis erster Gedichtband erschien. Da war der Dichter schon 55. Geschrieben hatte er seit 1929. Aber die Literaturkritik brandmarkte seine Verse als „mystisch“. Erst in den 70er Jahren gelangen Tarkowskis Gedichte in die Welt. Zunächst durch die Filme des berühmten Sohnes Andrej: „Stalker“, „Nostalgie“, in „Der Spiegel“ spricht Arseni seine Verse selbst. Wie die langen wehmütig stimmenden Regenfälle Rußlands fließt das Wasser durch Gedichte und Filme der Tarkowskis. Regen, Feuer, Wasser, Schnee, Tau und Felder sind hier keinesfalls bedeutungsträchtige Symbole, sondern „Teile des materiellen Milieus, in dem wir leben, eine Wahrheit des Lebens“, wie Andrej einmal sagte. Eine Zivilisation, deren moderne Errungenschaften diese Lebenswahrheit ignorieren, zerstört sich selbst. – Wie bitter für den Vater, bald auch den Sohn verleumdet und schließlich aus der Heimat vertrieben zu sehen. In seinem letzten Brief an den Vater schreibt Andrej aus Rom: „Ich bin kein Dissident… ich bin ein sowjetischer Künstler geblieben und werde es immer sein… Ich kehre sehr bald nach Moskau zurück, um dich zu umarmen…“ Doch der große Regisseur stirbt 1986 in der Emigration. Der bitterste Verlust, der tiefste Schmerz im Leben des Dichters. Als der Sohn später rehabilitiert wird, ist das Leben des Vaters am Erlöschen. Arseni Tarkowski wurde im November postum der Staatspreis verliehen.

Das Gedicht, nachgedichtet von Stefan Döring, entnahmen wir dem Lyrikband „Auf der

anderen Seite des Spiegels", der demnächst im Verlag „Volk und Welt" erscheint.

Foto: Jürgen Schneider



Szymon Szurmiej, Intendant und Regisseur des Jüdischen Theaters Warschau, das im Januar 1990 wieder in der DDR gastieren will

Dumpf, klagend zerreißt der Ton des Widderhorns die Stille im Bethaus. Spärlich glimmen die kunstvoll verzierten Ampeln. Weit geöffnet ist der goldene Thoraschrein. Kostbar alles, unnahbar und düster. Eine starre, festgefügte Ordnung bestimmt das Leben der schönen Lea und des jungen Talmudstudenten Chonon. Beide sind seit Geburt einander versprochen. Als sich Leas Vater für einen anderen, reichen Schwiegersohn entscheidet, stirbt Chonon, und Lea verfällt dem Wahnsinn. Die Seele des Geliebten, zum Dybbuk geworden, hat von ihr Besitz ergriffen. Der Wunderrabbi und seine Jünger, mit Klageliedern und Beschwörungstänzen treiben ihn ihr aus, doch das Mädchen stirbt. Erst im Tod finden die Liebenden zueinander. Mystisch verpackt eine Romeo-und-Julia-Geschichte.

Mit diesem Drama aus der Welt des Chassidismus, „Der Dybbuk oder Zwischen zwei Welten“ des jüdischen Schriftstellers An-Ski (1863–1920) gastierte das Staatliche Jüdische Theater „Esther Rahel Kaminska“ aus Warschau kürzlich in Berlin. Brachte uns ein Stück ferner Kultur nahe. Sein Autor, eigentlich hieß er Salomon S. Rappoport, schrieb den „Dybbuk“ 1916, ganz unter dem Eindruck einer Reise durch das damalige Galizien. Gespielt wurde das Stück zu seinen Lebzeiten nicht, es galt als anrüchig, ein Bild jener religiösen, mystisch-volkstümlichen Bewegung zu zeichnen, deren Anhänger sich Chassidim nannten und die sich in Erlösererwartung und naivem Wunderglauben gegen erstarrte Traditionen stellten.

1920 fand die erste Aufführung des „Dybbuk“ im Warschauer Elyseum-Theater statt. Von hier aus ging das Stück um die Welt. 1922 inszenierte es Jewgeni Wachtangow in Moskau. In Berlin brachten es Berthold Viertel und Max Reinhardt heraus. Es gab Aufführungen in Łódź, New York, London, Tel Aviv. Das Werk wurde in viele Sprachen übersetzt, mehrmals verfilmt und von namhaften Komponisten vertont. Am bekanntesten ist Leonhard Bernsteins Ballett „Dybbuk Variations“, das seine Uraufführung 1974 im New Yorker City Ballett erlebte.

„Der Dybbuk“, den wir in Berlin sahen, steht seit sechzehn Jahren im Repertoire des Warschauer Jüdischen Theaters. Szymon Szurmiej, Intendant, Schauspieler, Dramatiker und Regisseur an diesem Haus, hat ihn auf die Bühne gebracht, bar jeder Altertümelei und Milieuverliebtheit. Wie aus der gehorsamen, gläubigen Lea, schon geschmückt als Braut und zur demütigen Unterordnung bereit, am Ende eine gewaltige innere Kraft hervorbricht, ein Gefühlssturm, der Widerstand bedeutet, Selbstbehauptung bis in den Tod – das wirkt sehr heutig. Ein Ruf nach Respekt und Toleranz vor dem Lebensanspruch des einzelnen. In Warschau läuft diese, läuft jede Inszenierung seines Theaters, sagt Szymon Szurmiej, Intendant seit 1970, vor stets ausverkauftem Haus.

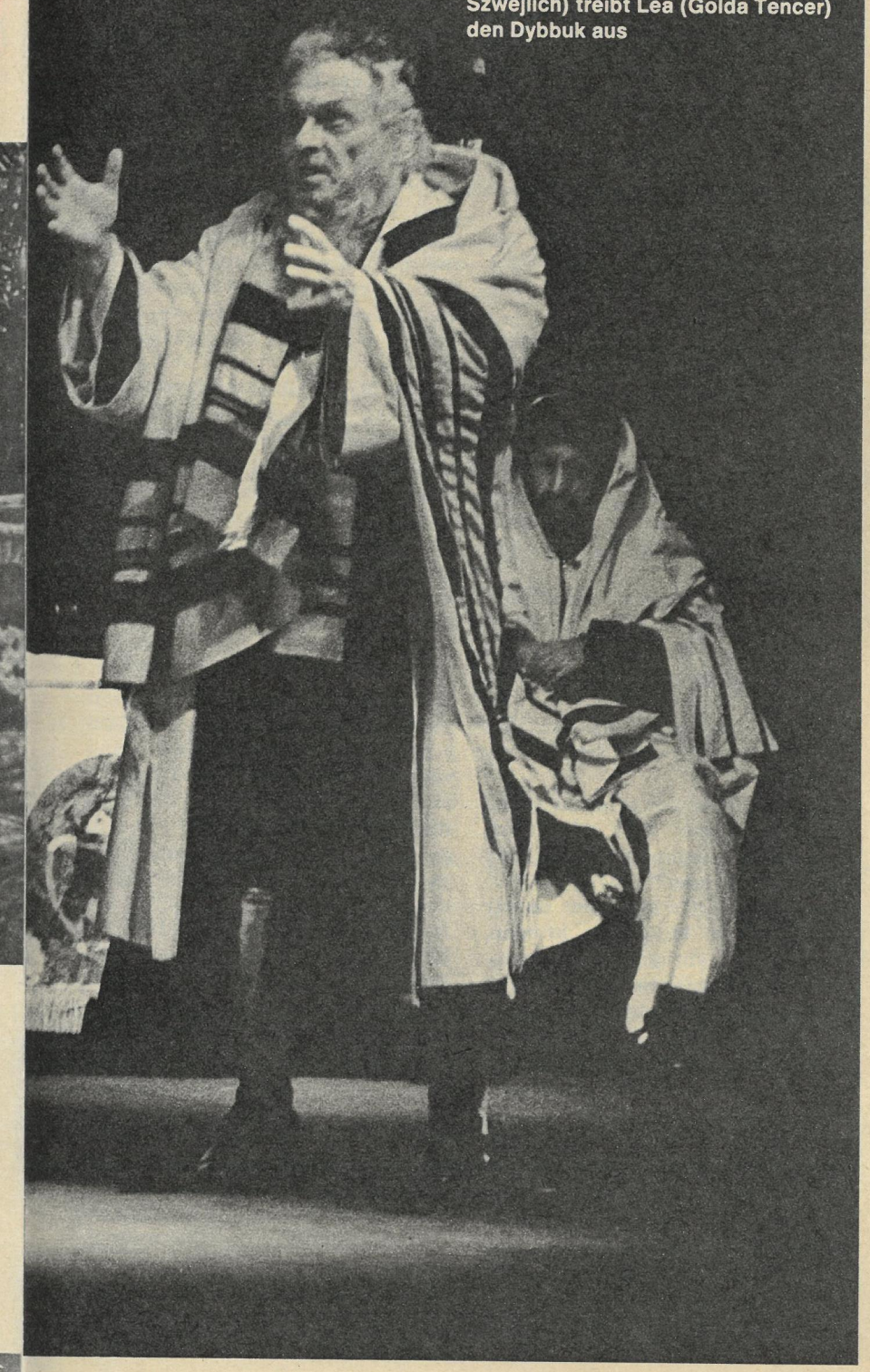
So war es nicht immer. Ida Kaminska, die Tochter der Theatergründerin, hatte 1950 mit den wenigen jüdischen Schauspielern, die der Vernichtung entkommen waren, die Bühne neu ins Leben gerufen. Als Prinzipalin fühlte sie sich der Pflege jüdischen Gedankengutes und der Bewahrung jüdischer Tradition verpflichtet. Was Jahre später zu Vorwürfen und Kritik führte. Als sie mit einem Teil des Ensembles 1968 Polen verließ, nach Amerika ging, geriet das Theater in eine Krise. Es konnte sich retten, auch durch ein Repertoire, das reicher und zeitbezogener wurde. Zu den Werken klassischer jüdischer Autoren gesellten sich nun die der modernen Weltliteratur. Gespielt wurden Stücke von Isaak Babel, Arthur Miller, Erwin Silvanus, Poeme, Collagen, jüdische Folklore, Kabarett. In den siebziger Jahren erhielt das Ensemble ein eigenes Domizil. Ein Nachwuchsstudio kam hinzu, eine Pantomimegruppe, eine Kleinkunstbühne.

Heute behauptet das Jüdische Theater seinen Platz im Kulturleben Polens als Teil der polnischen Kultur, ist angenommen besonders vom ganz jungen Publikum. „Die jungen jüdischen Menschen unseres Landes“, sagt Szurmiej, „suchen auch oder gerade über das Theatererlebnis nach den Wurzeln ihrer eigenen Kultur.“ Der künstlerische Ruf seines Ensembles reicht über die

Jüdische Romeo und Julia-Version

Grenzen des Landes hinaus, jetzt fährt es erstmals in seiner Geschichte nach Leningrad, Tbilissi und Moskau, und im Jahre 1990 kommt es auf einer großen Gastspielreise wieder in die DDR. Ein heiteres Purimspiel steht dann auf dem Plan und das Poem eines in Auschwitz getöteten Dichters. Die Collage „Bonjour Monsieur Chagall", die des Malers fliegende Menschen, seine sensible Dächerwelt in Versen, Musik und Tanz farbig auf die Bühne holt, wird leider – so finde ich – nicht dabei sein.
Die Neuinszenierung des „Dybbuk" denkt sich Szymon Szurmiej nun heller, optimistischer, und die beiden Liebenden sollen darin entschweben wie ein hoffnungsvoller Gedanke in eine bessere Welt.

Liane Pfelling (Text)
Uwe Völkner (Fotos)



Der Wunderrabbi (Michael Szwejlich) treibt Lea (Golda Tencer) den Dybbuk aus

Um die Freiheit geistigen Schaffens

Noch kurz vor seinem Tode sprach Boris Pasternak (1890–1960) von seiner unstillbaren Sehnsucht nach einer „Freiheit geistigen Wagnisses und Ausdrucks…, wie es sie wohl nirgends auf der Welt gibt". Im Sommer 1917, zwischen Februar- und Oktoberrevolution, hatte er zum ersten Mal vermeint, diese Freiheit gefunden zu haben. Damals schienen die Wege, Bäume und Sterne gemeinsam mit den Menschen Meetings zu veranstalten und Reden zu halten. Und die Menschen wuchsen um Haupteslänge, staunten über sich selbst und erkannten sich nicht wieder. Die Menschen aus dem Volk, die zusammenströmten, um ihrem Herzen Luft zu machen, nachzudenken und darüber zu reden, wie und wofür man leben und wie man das Dasein einrichten soll, hatten dem Dichter Mut gemacht. Obwohl er über sehr Persönliches und Alltägliches schrieb, empfand er sich als Vertreter der ganzen Menschheit. Damals erfolgte der erste „Einbruch" Pasternaks in die Literatur und Gesellschaft seines Landes. Dreimal habe es solche Erschütterungen gegeben, vermerkt Herausgeber Fritz Mierau im Nachwort zu „Prosa und Essays", dem ersten Band der auf vier Bände berechneten Werkausgabe des Dichters, die der Aufbau-Verlag verlegt. Jedesmal stellte Pasternak das von Literatur und Gesellschaft Erreichte, von manchen sogar als vollkommen Angesehene wieder in Frage. Der zweite „Einbruch" mit dem „Schutzbrief" (1931) war so rigoros, daß die verantwortlichen Kulturfunktionäre die Wiederveröffentlichung der Autobiographie bis 1982 verhinderten. In den Jahren, in denen sich der Stalinismus gegen das Alternativprogramm von Bucharin, Rykow und Tomski durchsetzte und in der Literatur eine dogmatische Realismusauffassung die kritische Sehweise Platonows, Bulgakows, Pilnjaks und Babels verdrängte, verteidigte Pasternak die Freiheit der Kunst und des Künstlers. Schreiben hänge in erster Linie mit dem Benennen des Neuen zusammen, dem Entdecken noch nicht definierter Wirklichkeit. Kunst sei realistisch als Tätigkeit, aber symbolisch als Fakt, denn sie „lüge" bewußt, wenn sie dem Naturgegebenen einen Namen gibt. Dieses Kunstkonzept stieß bei der offiziellen Kritik auf scharfe Ablehnung. Bucharins Versuch, auf dem Schriftstellerkongreß 1934 Pasternaks Dichtung über die „Auftrags"-Poesie Majakowskis und Bednys zu stellen, wurde von Stalin vereitelt. Der verkündete apodiktisch, Majakowski sei und bleibe der beste und begabteste Dichter der Sowjetepoche. Gegen diese starre Formel, nicht gegen den ehemaligen Freund, polemisierte Pasternak noch 1956 in der zweiten Autobiographie „Menschen und Standorte". Majakowskis Selbstmord und erst recht die unermeßlichen Tragödien von 1937/38 bestärkten den Schriftsteller darin, alles zu versuchen, um „das Jahrhundert zur Vernunft zu bringen". Die Zeit nach dem Sieg über den Faschismus schien ihm besonders geeignet dafür, hatte doch „das ganze Volk… mit allen seinen Schichten" diesen Sieg davongetragen. In den Augen Pasternaks und vieler Menschen war das ein Unterpfand dafür, daß der Geist der „Weite" und der „Gemeinsamkeit" von nun an wieder die Geschicke des Landes bestimmen konnte. Jetzt nahm auch der Roman, dessen Ursprünge bis auf die Zeit nach dem Ende des Bürgerkrieges und der Abkehr vom Kriegskommunismus zurückgehen, Gestalt an. Der „Doktor Shiwago" sollte den Anbruch der neuen Ära beschleunigen, den Ängsten vor dem Stalinschen Terror die Hoffnung auf eine bessere Zukunft entgegensetzen. Die in diesem ersten Band enthaltenen Essays, Erzählungen und Prosafragmente lassen erkennen, daß der Autor seit den zwanziger Jahren auf den großen Altersroman hingearbeitet hat. Zwei Grundsätze, die Pasternaks essayistische Publizistik und die beiden Autobiographien wie ein roter Faden durchziehen, sind auch für die literarische Gestalt des Dichters Juri Shiwago von fundamentaler Bedeutung – die völlige Natürlichkeit und Freiheit des geistigen Schaffens. Der Roman, der neben dem lyrischen Werk Pasternaks Weltruhm begründet hat, soll noch 1990 als zweiter Band herauskommen. *Karlheinz Kasper*

Anmerkung der Redaktion:
Boris Pasternak „Prosa und Essays" erscheint, wie der Aufbau-Verlag mitteilte, leider erst im März und nicht in diesem Monat, wie von uns angekündigt worden war. Wir entschlossen uns, den vorliegenden Lesetip dennoch jetzt zu publizieren, weil uns die hier umrissenen Gedanken Pasternaks für die derzeitige Diskussion unersetzbar erscheinen.

Sachalin, wo ein großer Teil der koreanischen Minderheit lebt, ist Anatoli Kim aus Kindheitsjahren gut bekannt. Der russische Schriftsteller, 1939 in einer koreanischen Familie in Kasachstan geboren, wuchs auf der Insel in einer russischen Familie auf. Seine eigenen Eltern waren aus Kamtschatka deportiert worden, wohin der Vater 1948 als Lehrer geschickt worden war. Die von Gisela Frankenberg ins Deutsche übertragene Erzählung entnahmen wir dem Bändchen Anatoli Kim „Weiße Trauer", das demnächst bei Reclam erscheint.

Der Holzfäller

Anatoli Kim

Die Luft war schon lange zu Wind geworden, die Erde zu Schlamm. Gegen Abend des dritten Tages trat Iwomoto an das nasse, verzogene Fensterchen der Erdhütte. Die Scheiben troffen, als wollten sie zerfließen, dahinter verschwammen die dunklen Bergkuppen. Draußen auf dem erdigen Fenstersims tollte eine Maus, sie wackelte mit dem nassen Kopf, stellte sich ab und zu auf die Hinterpfötchen, mit den vorderen stützte sie sich gegen die Scheibe. Iwomoto versuchte zu erkennen, ob es ein Männchen oder ein Weibchen war, ob es Zitzen hatte am Bauch. Denn wenn es ein Weibchen war, das sich vor den Unbilden in Sicherheit gebracht und seine Jungen im Stich gelassen hatte, dann stand die Sache äußerst schlecht.

Iwomoto zog sich die geflickte Joppe an und holte die Axt aus der Ecke der Hütte, wo das Werkzeug lag. Die anderen acht Holzfäller, die auf dem Fußboden schlummerten, regten sich nun ebenfalls, sie standen auf und suchten sich ihre Joppen. Alle neun traten alsdann hinaus, setzten sich auf die Eckbank und holten die Wetzsteine hervor.

Das Unwetter hatte schon viel Arbeitszeit gekostet, es sah nicht danach aus, als würde sich ganz von allein schönes Wetter einstellen wollen, darum also waren die Holzfäller hinaus in den Regen gegangen, in den Abend, und begannen nun die Äxte zu schärfen. Sie schärften sie lange, mit einer Engelsgeduld, auf daß der Tag morgen unbedingt schön würde.

In die Hütte zurückgekehrt, entkleideten sich die Holzfäller und streckten sich wieder auf dem Boden aus. Tschäsan ging daran, Reis für das Abendessen zu waschen. Es schien, als weinte er, tief über die große Aluminiumschüssel gebeugt. Tschäsan bekochte die ganze Brigade, er war der Jüngste, ihm fehlten insgesamt erst vier Zähne.

Bald verdämmerte das Tageslicht zu zwielichtigem Dunkel. Tschäsan zündete die Petroleumlampe an. Das Zündholz zischte und flammte auf, beleuchtete den großen Mund und die sanften Augen des Mannes. Nachdem er die Lampe an die Wand gehängt hatte, hockte Tschäsan sich vor den Ofen und blies in die dösenden Kohlen. Die Glut flammte auf und fraß sich prasselnd ins Holz. Die harzigen Fichtenscheite fingen leicht Feuer und loderten heiß. Schon bald blubberte es im eisernen Kochtopf, und der Geruch von gekochtem Reis zog durch die Hütte.

Tschäsan goß etwas frisches Wasser in eine hellblaue Steinguttasse, füllte vom Reisbrei dazu und machte sich an die Abendmahlzeit. Er aß aus derselben Tasse, die die Hände der russischen Frau mit dem gelben Haar berührt hatten. Die Frau selbst war längst weit fort, jenseits des Schleiers aus Regen und Zeit, aber irgendwo mußte immer noch eine Fasanenfeder umherschweben, die die Zarentochter aus ihrem Fächer verloren hatte, und es lohnte, nach ihr zu suchen.

Tschäsan beendete sein einsames Mahl, ging in seine Ecke und legte sich nieder, das Gesicht zur Wand gekehrt.

Als erster bahnte sich der dicke Pagä seinen Weg zum Kochtopf, machte es sich bequem und begann vernehmlich zu schmatzen. Die anderen Holzfäller taten es ihm nach.

In dieser Nacht schliefen die Holzfäller, die Ohren nach dem Rauschen des Unwetters draußen gespitzt, spät ein. Der alte Ju hustete und plagte sich bis zum Morgengrauen. Der in seiner Brust schleimende Husten brach in heiseren, quälenden Stößen hervor.

Am Morgen gingen die Holzfäller bei schönem Wetter zur Arbeit.

Zum Frühstück verzehrten sie den kalten Reis aus dem schwarzen Eisentopf, jeder weichte seinen Teil in einer Tasse mit Wasser ein und aß einen gesalzenen Rettich dazu. Den Rest Reis wickelte Tschäsan zusammen mit neun gedörrten Flundern in ein Tuch.

Alle zogen ihre schweren Joppen an und hängten die Äxte in den Schutzhüllen an die Leibriemen, sie nahmen die spitzzahnigen Sägen mit den langen Knäufen, die an Schwerter erinnerten, und traten gebückt ins Freie.

Die Sonne blinkte bereits über den kuppigen Bergketten. Die neun schritten stumm durch das nasse Gras den Pfad bergan. Die Holzfällerhütte blieb verlassen zurück. Durch die nicht zugesperrte Tür gelangte eine Waldmaus ins Innere und suchte furchtlos den blanken Erdboden ab.

Die Hütte stand auf einer Lichtung, rundum auf den Bergkuppen breitete sich dunkel und mächtig die Sachaliner Taiga aus. Vom Berghang aus war das grüne, mit frischem Rasen bedeckte Dach der Hütte zu erkennen. Darauf war vor wenigen Tagen eine halbnackte Frau herumspaziert. Sie hatte herbstgelbes Haar gehabt und ein Liedchen nach dem anderen gesungen.

Man hatte die Frau mit dem Motorboot den Fluß heraufgebracht. An jenem Abend saßen die alten Männer noch draußen auf der Erdbank, rauchten und schauten zu, wie der junge Tschäsan Holz hackte, als sie, gekleidet wie ein Mann, auf dem Pfad auftauchte, der vom Fluß herführte. Sie grüßte die Runde und hatte, ein Lächeln auf dem guten Gesicht, sehr lange über irgend etwas zu reden.

Von den Holzfällern verstand nur Tschäsan ein bißchen Russisch. Ihn rief sie darum auch heran, doch er, der unbegreifliche Mensch, ließ sie warten. Schließlich, nachdem er den Klotz in winzige Stücke gehackt hatte, kam Tschäsan zu den anderen.

„Sie heißt Nimfa", erklärte er, nachdem er die Frau angehört hatte, „und sie ist die Tochter von einem, der Petrowna heißt."

Während der Unterhaltung schaute Tschäsan die Neuangekommene kein einziges Mal an, er betrachtete seine linke Schulter, die ein wenig höher stand als die rechte.

„Sie sagt, sie möchte was schreiben, die Zeitung hat sie hergeschickt", dolmetschte Tschäsan weiter. „Sie sagt, daß wir was gemacht haben."

„Was können wir denn gemacht haben?" Der Riese Hä war verwundert. „Wir sind Holzfäller, wir können nur arbeiten, die Säge schwingen."

„Sie sagt, daß wir gut arbeiten, daß wir viel Holz für den Schacht liefern."

„Warum sollten wir schlecht arbeiten?" wunderte sich nun auch Pagä. „Wir kriegen doch Geld, daß wir arbeiten, oder?"

„Frag du mal das Mädchen, ob wir von oben die Motorsäge kriegen, die sie schon voriges Jahr versprochen haben", mischte sich der alte Ju, der Brigadier, ins Gespräch.

Tschäsan, der ungeschliffene Wilde, machte plötzlich eine Kehrtwendung und flüchtete zu seinem Holz. Er wählte einen dicken, knorrigen Klotz, über und über mit harzigem Grind bedeckt, baute ihn vor sich auf und hieb wütend mit der Axt auf ihn ein. Der hagere, schwächliche Tschäsan stürzte sich stets wie ein rasender Bock auf die Arbeit, die schwerste, der er mitunter gar nicht gewachsen war, weshalb er sich auch, so meinten alle, den Bruch geholt hatte.

An diesem Abend aßen sie weißgekochten Brei vom besten Reis und dazu getrocknetes Farnkraut. Zum Schlafen legten sie sich in den Hosen nieder.

Der dicke Pagä beteuerte am nächsten Morgen, er habe in der Nacht aus Sorge, Tschäsan könnte in seiner Jugendlichkeit etwas anstellen, kein Auge zugetan. Tschäsan habe sich jedoch, anerkannte Pagä, würdig verhalten. So wie er sich in seiner Ecke niedergelegt hatte, das Gesicht zur Wand, war er bis zum Morgen liegengeblieben – wie ein toter Fisch.

„Unser Tschäsan ist ein Recke", versicherte Pagä.

„Ein Tölpel! Ein ausgemachter Tölpel ist er! Was läßt du den Mann nicht in Ruhe?" erboste sich der alte Ju. Er schwang vor Pagä seine spitze Faust, so wie er wohl seinen Kindern gedroht haben mochte, als diese noch klein waren. Pagä, der grobe Mensch, brüllte auf wie ein Bär. „Und ihr, Hundesöhne, was setzt ihr euch hier fest?" beschimpfte Ju die anderen, die gähnend auf der Erdbank saßen und in die Sonne blinzelten. „Los, an die Arbeit!"

Die Holzfäller brachen auf, ohne die schlafende Frau geweckt zu haben. Sie hatte auf einer Unterlage aus frischem Gras genächtigt, die mit einer dicken Zeltbahn bedeckt war. In zwei blauen Tassen hatten sie gekochten Reis und ein paar weitere Bissen für sie zurückgelassen.

Gegen Mittag aber gewahrten die alten Männer auf dem Dach ihrer Behausung die Frau, fast nackt, mit bloßen Füßen und freiem Bauch lustwandelte sie dort und sang. Der fettleibige Pagä eilte, nicht faul, zum abseits gelegenen Holzschlag und kam bald darauf zurück, den unerschütterlichen Iwomoto vor sich her schiebend.

„Das guck dir an, du Einspänner, Knauser du", krächzte er fröhlich. „So was hast du dein Lebtag nicht gesehen! Guck dir das an, vielleicht hörst du jetzt auf, für nichts und wieder nichts dein Geld zu sparen, und fängst an zu leben wie alle anständigen Menschen auch. Schau gut hin, wo du noch nie eine Frau gehabt hast und kein einziges Gläschen geleert."

Iwomoto betrachtete das Mädchen bar jeder Gefühlsregung, eine Minute lang oder zwei, dann trat er beiseite und setzte sich unter einen Baum, entnahm dem Leinensäckchen, das an seinem Leibriemen hing, den Wetzstein und fing an, die Axt zu schärfen. Die anderen sahen das und langten ebenfalls nach den Riemen. In dem Augenblick bemerkte einer von den Alten, daß der junge Tschäsan in ihrer Mitte fehlte. Alle verstummten und lauschten.

In der Ferne schrie ein Wiedehopf. Oben am Bergkamm krachten trokkene Zweige. Ein schwerfälliger

Sommerbär mochte da herumstreifen, es konnte aber genausogut der verliebte Tschäsan sich dort austoben. Der Bursche träumte vom Heiraten und verliebte sich in jede Frau, die ihm über den Weg lief. Von unten, von der Hütte her schwoll das Lied des Mädchens an, es drang durchs Laub herauf und verflog im Blau des Himmels.

Das Lied trug die hauchzarten Kleider der Zarentochter aus dem Wasserreich. Die Zarentochter hielt einen regenbogenfarbenen Fächer aus Fasanenfedern in der Hand. Eine Feder löste sich plötzlich und tanzte sacht wie ein vom Baum gefallenes Blatt in der Luft... Und dem, der die Feder findet, wird von nun an ein glückliches Los auf Erden beschieden sein, denn es wird sein, als berührte er – man bedenke! – die unsterbliche Jungfrau.

Der Wiedehopf wehklagte immer noch, weise und schwermütig. Die Holzfäller gingen verlegen auseinander, jeder an seinen Platz. An diesem Tag schaffte Tschäsan für fünf.

Abends, als die Alten auf der Erdbank saßen und rauchten, kam das Mädchen mit einem mit Heidelbeeren randvoll gefüllten Eimer aus der Taiga. Zufrieden mit sich stellte sie die Beeren vor die Holzfäller hin. Die aber wechselten nur Blicke: Wie konnte einer bloß seine Zeit damit vergeuden, dieses Zeug zu sammeln, an dem die Erde rundum erstickte...

Sie trat an den alten Ju heran, der klein und leichtgewichtig war und in Ehren ergraut, sie trat zu ihm und tippte zaghaft lächelnd mit dem Finger an seinen schütteren Bart, dann setzte sie sich neben ihn auf die Erdbank und nahm seine schwielige, braune Hand in ihre großen, weißen Hände. Der taktvolle Ju schlug auf eine vermeintliche Mücke an seinem Hals, gab sich somit den Anschein, als hätte er ihre Ungezogenheit nicht bemerkt, dann hustete er mit einemmal schrecklich.

Und in diesem Augenblick sagte jemand: „He, Tschäsan! Befiehl deiner Braut, sie möchte sich bescheidener aufführen."

Sogleich trat Tschäsans Adamsapfel hervor, der Bursche schnaubte wie ein abgehetzter Gaul, er warf die Axt auf die Erde und rannte Hals über Kopf in den Wald. Lange noch war das Knacken des von seinen Füßen traktierten Bambusdikkichts zu hören.

Um das Abendbrot kümmerte sich Pagä, denn Tschäsan war nicht zurückgekommen. Pagä setzte den Brei mit zuwenig Wasser auf und ließ ihn anbrennen, man mußte mit der aus dem Topf geschabten Kruste vorliebnehmen. Tschäsan erschien auch nicht zum Abendbrot, und überhaupt wußte niemand zu sagen, ob er über Nacht nach Hause gekommen war. Am Morgen fanden sie ihn im Holzschlag bei der Arbeit. Er legte die Bäume um wie ein Bulldozer das Unterholz. Die Alten betrachteten ihn mit Sorge: Wenn nur sein Bruch nicht wieder hervortreten würde.

Gegen Mittag wiederholte sich das Spiel vom Vortag: Abermals spazierte das Mädchen, rosig und schrecklich in seiner Blöße, auf dem Dach der Hütte und sang. Die eigene Frau für solche Schamlosigkeit mit der Axt in Stücke zu hauen wäre zu wenig Strafe gewesen, diese gelbhaarige Nimfa jedoch, die schöne Tochter eines unbekannten Mannes, war, wie es schien, über jede Schande erhaben.

Im Gegenteil, ihr wilder Anblick regte zu tiefsinnigen Überlegungen an. Selbst der grobschlächtige Pagä sprach mit einer ihm sonst nicht eigenen Schwermut.

„Jaa, man glaubt nicht, was es alles gibt im Leben."

„Und wäre dir vom Schicksal bestimmt, siebenmal aufzuerstehen, du würdest auch das achte Mal ins Grab gehen, ohne das Leben ganz genossen zu haben", pflichtete ihm der so hünenhafte wie arglose Hä bei.

„Nein, der Mensch muß etwas sein eigen nennen können, das ist das Allerwichtigste", befand Iwomoto. Was er sagte, klang bitter. „Früher hatte der Mensch sein Haus, seinen Speicher voll Reis, seine Stiere... Was aber kann er heutzutage sein eigen nennen? Doch bloß Geld."

Auch die übrigen alten Männer gaben ihre Meinung kund. Sie einigten sich darauf, daß das Leben trotz allem schön war, vorausgesetzt, man lud nicht die Sünde des Ungehorsams gegen die Eltern auf sich und – der Herr möge es verhüten! – verschrieb seine Seele nicht dem Drachen des Neides. Sie redeten über mancherlei, und mitten im Gespräch schlug der Brigadier Ju vor, Geld für Tschäsan zu sammeln, damit der Bursche diese Russin heiraten konnte.

„Zwar sieht jeder, daß das Mädchen nicht eben sehr gescheit ist, doch was soll's, einen hungrigen Wolf stopfst du nur mit Fleisch... Ihr Herz ist rein, der Körper kräftig, und lieber solch eine Frau, meine ich, als gar keine. Ihr wißt selbst, wie schwierig es ist, hier auf Sachalin eine Frau zu finden."

Alle gaben ihm recht. Sie entschieden, sofort eine Liste herumzureichen, in die jeder eine Summe nach Belieben eintragen konnte. Und da versetzte der Knauser Iwomoto alle in Erstaunen, denn er spendete genausoviel wie der dicke Pagä. Vor Verblüffung starrte Pagä auf das Blatt Papier, als wollte er seinen Augen nicht trauen, dann spuckte er nur genüßlich aus.

Sie riefen Tschäsan. Er hörte die Alten mit gesenktem Kopf an. Bestürzt wollte er abermals in die Taiga flüchten, doch die anderen ließen es nicht zu, packten ihn gewaltsam an den schiefen Schultern und hielten ihn fest.

„Mach keine Dummheiten. Hör zu, was die Älteren dir zu sagen haben", belehrte ihn Ju. „Der Mensch, das ist bloß die eine Hälfte des Wesens, die andere Hälfte, das ist sein Glück. Also, heute abend freist du um das Mädchen und gibst ihr frank und frei bekannt, wieviel Geld du jetzt hast. Du mußt ihr alles selbst sagen, weil doch außer dir keiner von uns russisch spricht."

Die Mittagspause zog sich diesmal ungewöhnlich in die Länge. Alle saßen unter den Bäumen, der eine schärfte die Säge, der andere die Axt, mancher rauchte auch nur sein Kupferpfeifchen... Die Holzfäller lauschten dem aus dem Tal heraufhallenden Lied, einem Lied in fremder Sprache, das ihnen jedoch verständlich war.

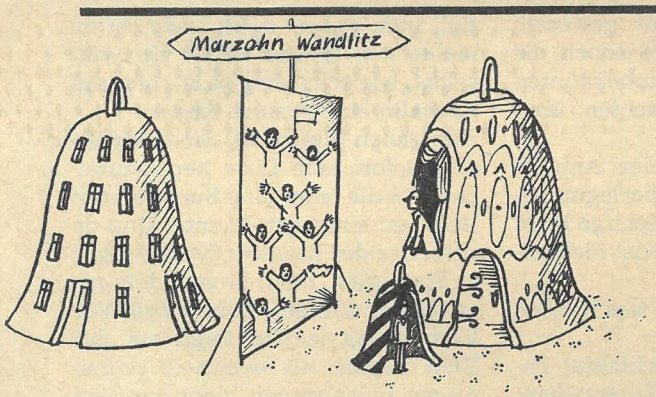
Am vertrauten Himmel zogen die vertrauten Wolken dahin. Ringsum wuchsen die für die Menschen so kostbaren Bäume aus der Erde. Ihre festen Stämme ergaben sich leicht dem scharfen Werkzeug aus Stahl. Der Holzfäller wußte, daß es in seinen Kräften stand, jeden beliebigen dieser gewaltigen Bäume zu fällen.

Abends, als die Holzfäller sich der Erdhütte näherten, begrüßte Nimfa Petrowna sie vor der Tür. Sie sprach lange, ein Lächeln auf dem schönen, nun betrübten Gesicht. Dann trat sie zu dem alten Ju und berührte mit ihren von Waldbeeren geschwärzten Lippen seinen kahlen Schädel.

Das Motorboot war, wie sich herausstellte, gekommen, um sie abzuholen. Und so fuhr sie davon, ohne erfahren zu haben, daß sie um ein Haar unter die Haube gekommen wäre.

Tschäsan, der seltsame Mensch, hätte sich vor ihrer Abreise noch ausreichend erklären können, doch er hatte es nicht getan. Er ging zum Fluß, schnitt eine gleichmäßig gewachsene Weidenrute ab und schnitzte eine Pfeife daraus, dabei sang er vor sich hin.

Zeichnung: Christa Unzner-Fischer

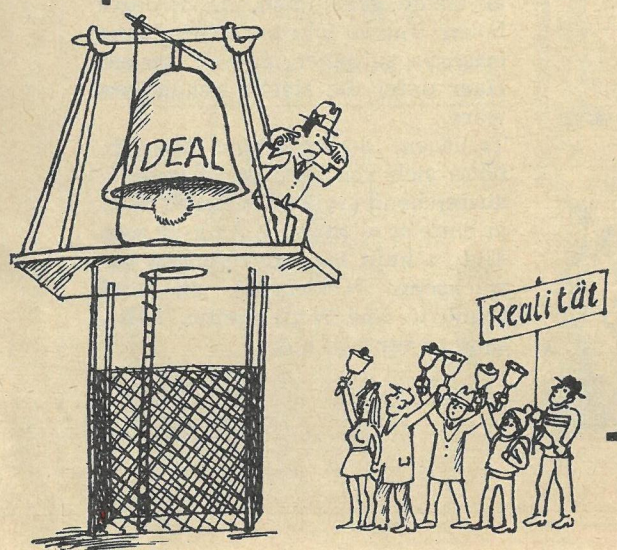


Studie über Schneeglöckchen

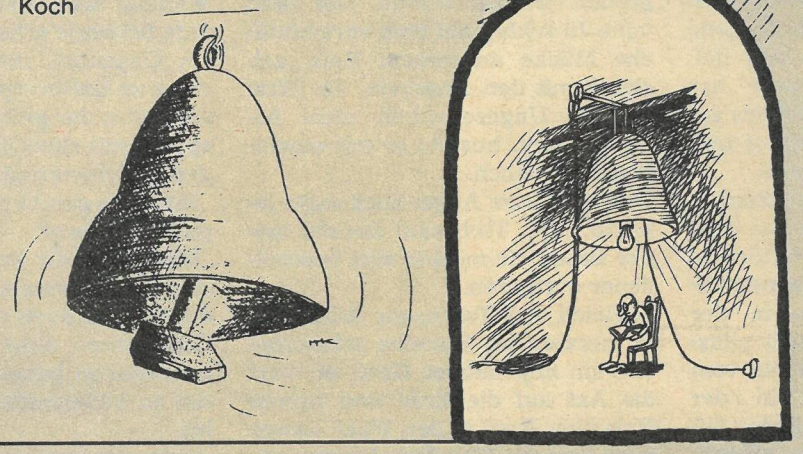
Victor Auburtin (1870–1928)

„Was kostet dieser Strauß Schneeglöckchen?“ fragte ich das schöne Fräulein in dem Blumenladen.
Das schöne Fräulein sah mich einen Augenblick prüfend und abschätzend an. Dann antwortete sie: „Diese Schneeglöckchen kosten tausend Mark.“
In dem Strauß befanden sich fünf Schneeglöckchen: Und wenn mich meine Erinnerung nicht täuscht, wachsen Schneeglöckchen bei jeder Witterung wild, so daß man sie sich holen kann. Ich habe deren oft in den königlichen Gärten gepflückt, wenn kein Gärtner in der Nähe war.
„Warum sind denn die Schneeglöckchen so teuer?“ fragte ich. „Das Petroleum und die Margarine sind doch gerade im Preise heruntergegangen.“
Das schöne Fräulein antwortete nicht, sondern ließ mich ruhig ausreden.
„Wenn fünf Schneeglöckchen tausend Mark kosten“, fuhr ich fort, „so kostet ein Schneeglöckchen zweihundert Mark. Für zweihundert Mark aber kann ich durch die ganze Stadt zweiter Klasse fahren oder mir ein halbes Pfund Harzer Käse kaufen.“
So rechnete ich noch eine Weile weiter, bis mir auffiel, daß ich in diesem Blumenladen der einzige war, der sprach. Um mich waren Hyazinthen, Krokus in den Farben der Morgenröte, Maiblumen voller Keuschheit und ein Weib, schön und falsch wie Eva in Eden. Und zwischen alledem stand ich mit meiner Aktentasche und redete über Petroleum.
Da habe ich die Schneeglöckchen genommen und bin auf die winterliche Straße gegangen.
Wir sollten von solchen Dingen nicht so viel sprechen, denn offenbar herrscht auch in dieser ökonomischen Krise das große Gesetz vom Angebot und der Nachfrage weiter fort. Was die Menschen schätzen, ist teuer, was niemand will, ist billig. So stand da zum Beispiel an der Ecke ein Wagen, dessen Besitzer Abfälle einkaufte: und auf einer Tafel waren die Preise angeschrieben: „Zahle pro Kilo für Lumpen fünfhundert Mark, für Bücher hundert Mark.“
Also wieder das alte Gesetz: was die Menschen schätzen, ist teuer; und billig ist nur, wovon niemand etwas wissen will.

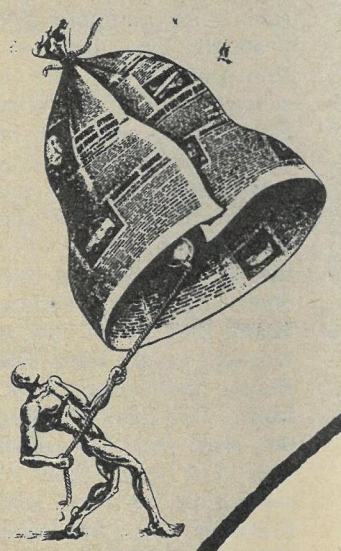
Was der Klöppel erzählt, das bleibt nicht verborgen.



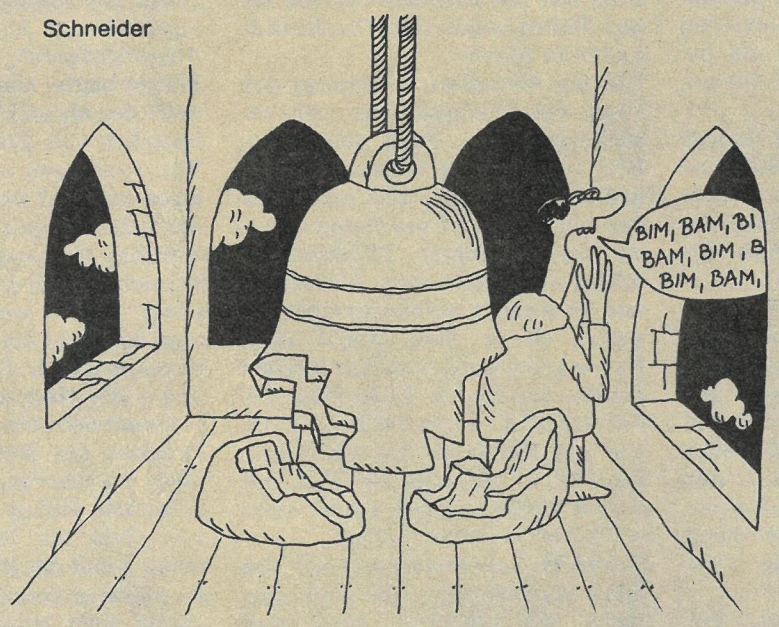
Koch



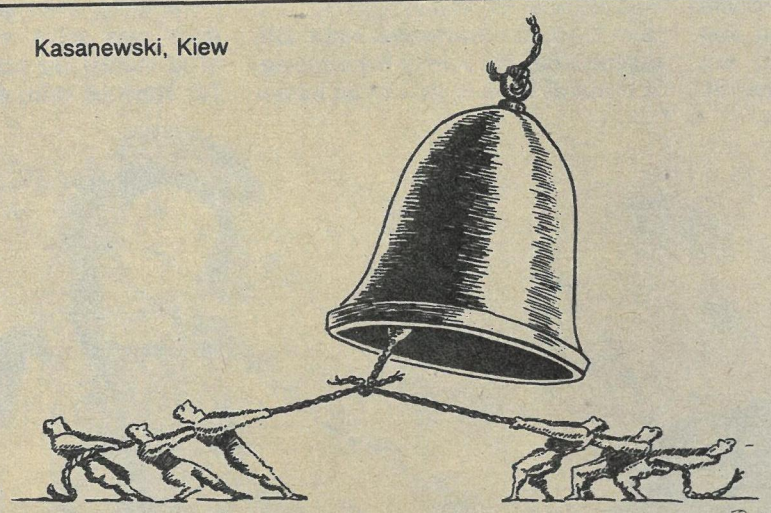
Dulepow, Moskau



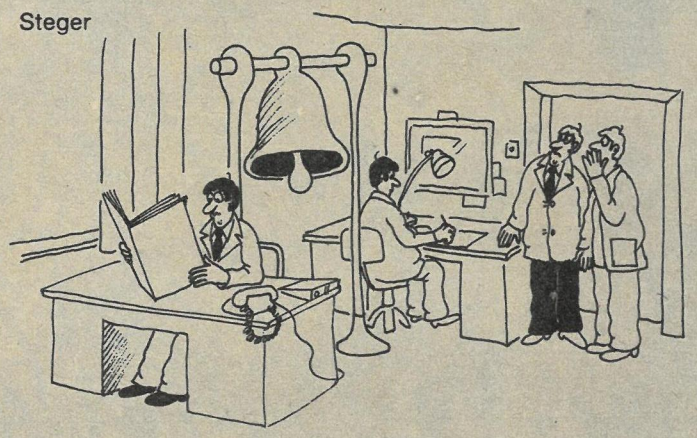
Schneider



Kasanewski, Kiew



Steger



„Das ist der Kollege, der immer gleich alles an die große Glocke hängt!“

Doch guter
Menschen
Hauptbestreben
ist,
andern
auch was
abzugeben.
W. Busch

Bescherung

Heimlichkeit
riecht man weit.

Oft bringt ein Tag,
was ein ganzes Jahr
verweigert.

Wem man oft schenkt,
der lernt fordern.

Manche wissen vom
Verschwenden, aber nichts
vom Schenken.

Geschenke besänftigen
Götter und Menschen.
Ovid.

Zu spät gibt, wer
erst dem Bittenden gibt.
Seneca

„Doch der Segen kam von oben!“ resümieren frei nach Schiller: Karin Kopp, Hannes Schreiber (Redaktion) und Martin Kotsch (Grafik)

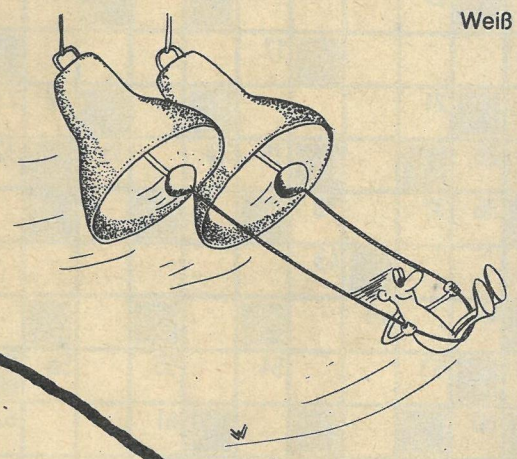
Ohne die frohen Wochen kann ich die sauren Feste nicht

funfzig Gießer haben, wenn Einer genug wäre? W. L. Wekhrlin Wie die Glocke geläutet wird, so klingt sie.

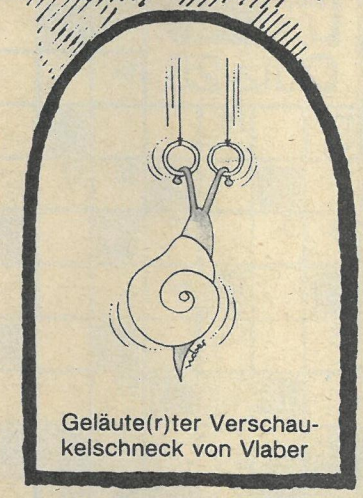
Arnaudow, Sofia

2 Wochenspruch

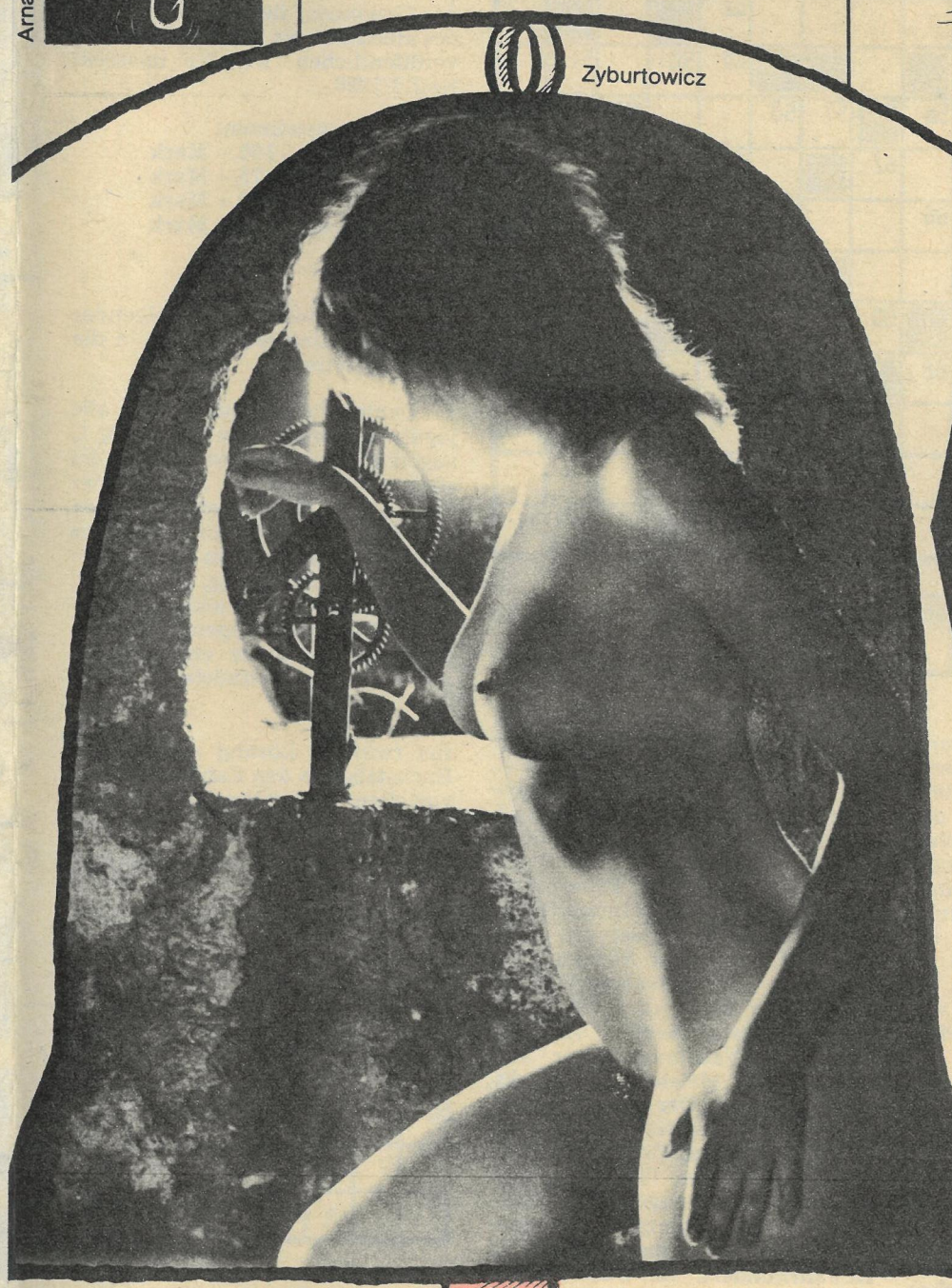
Je hohler der Boden, desto lauter der Schall.



Weiß



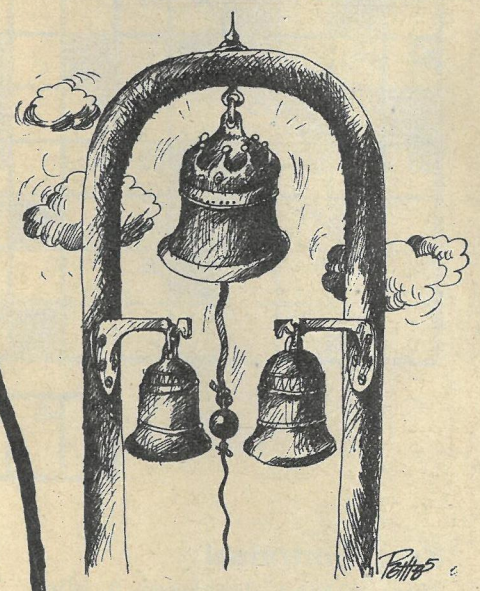
Geläute(r)ter Verschaukelschneck von Vlaber



Zyburtowicz

Dies gehörte zu meinen Wünschen.

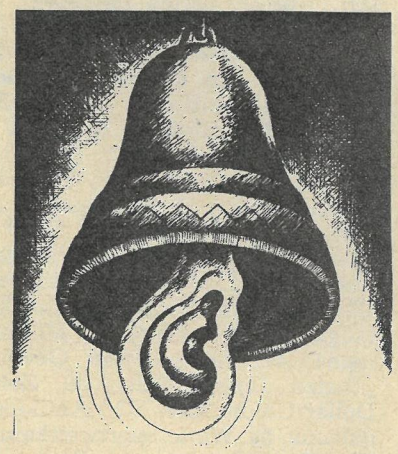
Horaz

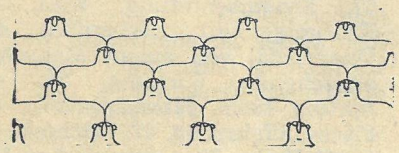


Rajdaschki, Gabrowo

Gesprungene Glocke gibt schlechten Klang.

Man sagt: Es klingt dein Ohr,
wenn fern dein Ruhm ertönt;
doch schwache Dumpfheit ist's,
wenn es von selber dröhnt.
Friedrich Rückert





Vlaber, Kaunas

Die Fehler der anderen hängt man an die große Glocke, die eigenen verbirgt man darunter. F. Hannemann

Es ist nichts groß, was nicht gut ist.

M. Claudius

Daß man die Glocken hört,
hat selten gestört.
Gestört hat vor allen Dingen,
wenn man nicht wußte,
wo sie hingen.

M. Hinrich

Schnee liegt auf der Seele

von Gerd W. Heyse

Herbstwind hat kühl weggefegt,
was der Sommer mild bedeckte.
Herbstwind hat nur bloßgelegt,
was des Frühlings Aberglaube
in uns beiden weckte.

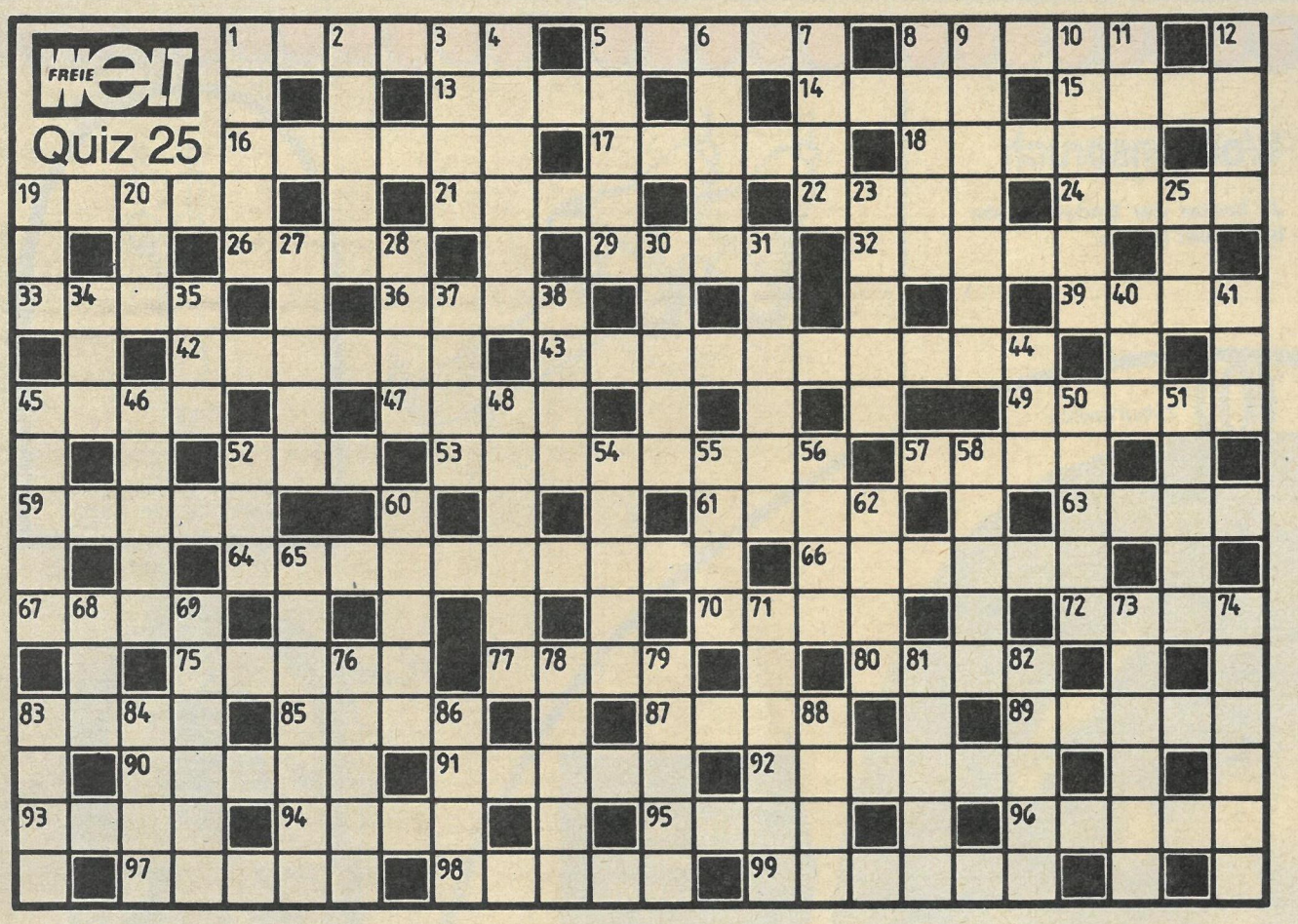
Winter knirscht mit rauhen Zähnen,
kneift ins ungeschützte Bein.
Schneewindpferde schnauben
und schütteln ihre Mähnen
hin über Stock und Stein.

Nun kriecht Trauer uns ins Herz,
Schnee liegt auf der Seele. –
Ist der Pfeil auch nadelscharf,
den der Winter nach uns warf –
laß verbeißen uns den Schmerz.

Schließlich ist noch nichts verloren;
auch wenn uns ein bißchen kühl
erscheint des anderen Gefühl:
nicht unbedingt im Winter nur
ist Liebe je erfroren…

ertragen. M. Hinrich

Faule Hände bringen keinen Klöppel zum Schwingen. M. Hannemann



64	45	29	43	36	69	87	7	58	66	96	98												

Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Jahreszeit, 5. Wintersportgerät, 8. Tagesabschnitt, 13. Währungseinheit in Italien (Mz.), 14. Planet, 15. Göttin der Zwietracht (griech. Mythol.), 16. Niederschlag in der kalten Jahreszeit, 17. inselreicher See in Finnland, 18. Wettkampfstätte, 19. Wortteil, 21. Wettkampf im antiken Griechenland, 22. zeitkritisches Lied, 24. Ziffer, 26. Possenreißer, 29. Stadt in den Niederlanden, 32. deutscher Schriftsteller (gest. 1910), Autor des Romans „Der Hungerpastor", 33. Gestalt aus „Egmont", 36. Stadt in Oberägypten am Nil, 39. Teilzahlungsbetrag, 42. Sprungschanze, 43. Start- und Zielanlage für Skilanglaufwettbewerbe, 45. Männername, 47. Arznei- und Gewürzpflanze, Lippenblütler, 49. Zehn-Dollar-Goldmünze, 52. Antilopengattung, 53. Wintersportwettkampf, 57. Erdaufschüttung, Wall, 59. Kniegeige, 61. Nebenfluß des Dnepr, 63. von einem Menschen ausgehende Wirkung, 64. ein Sprung beim Eiskunstlaufen, 66. Fischereifahrzeug, 67. Fischfett, 70. Kniff, Trick, 72. norwegischer Mathematiker (gest. 1829), 75. Lobeserhebung, 77. ethischer Begriff, 80. Fluß zum gleichnamigen See im Norden Irlands, 83. Frau des Osiris (ägypt. Mythol.), 85. kalter Fallwind an der dalmatinischen Küste, 87. im Altertum eine der Hauptstädte des Perserreiches, 89. feierlicher Brauch, 90. Machtinstrument der herrschenden Klasse, 91. das Soll (Bankw.), 92. österreichischer Tenor (gest. 1948), 93. Währungseinheit in Nigeria, 94. Titel einer Oper von Donizetti, 95. österreichischer Fotochemiker (gest. 1944), 96. Himmelsrichtung, 97. zentrales sowjetisches Pionierlager (Krim), 98. Mutterform für den Abguß von Stereotypplatten (Polygr.), 99. Pferdesportler.

Senkrecht: 1. die bestimmenden Eigenschaften, 2. Bühnenbildner, Mitarbeiter Brechts (gest. 1962), 3. Sitz einer altgriechischen Philosophenschule in Unteritalien, 4. Turnerabteilungen, 5. Sauberkeit (dicht.), 6. aufregendes oder trauriges Geschehnis, 7. mittelalterliches Volkslied, 8. Stadt in der Türkei, 9. Stadt in Oberitalien (Lombardei), 10. Teil des Bruches (Math.), 11. Nebenfluß der Donau (Österr./Jugoslaw.), 12. Zufluchtsort, 19. Badeort in Belgien, 20. Ferment im Kälbermagen, 23. Karpfenfisch, 25. Senkblei, 27. Kohlenwasserstoff, Paraffin, 28. US-amerikanischer Schriftsteller (gest. 1920), 30. Hochwasserschutzdamm, 31. Sternschnuppe, 34. Gestalt aus „Sonjas Rapport", 35. schwedischer Name für die finnische Stadt Turku, 37. blasierter Mensch, 38. Vorname der Schauspielerin Nielsen, 40. Bosheit, 41. Gestalt aus der „Dreigroschenoper", 44. alte Nährwerteinheit, 45. in Kokillen gegossener Stahlblock, 46. griechischer Buchstabe, 48. Alarmvorrichtung, 50. Bittermittel, 51. dünner Kaffee (Mundart), 52. germanischer Wurfspieß, 54. Großkatze, 55. englischer Adelstitel, 56. Freundin Till Eulenspiegels, 58. chemisches Element, Edelgas, 60. Sternbild des Tierkreises, 62. Gerbrinde, 65. Verbindungslinie zwischen Orten gleichen Luftdrucks, 68. Gestalt aus „Der arme Konrad", 69. ältester Gelehrter eines Faches, 71. gleichmäßiges Zeilenmuster eines Fernsehbildes, 73. mittelamerikanisches Windengewächs, Süßkartoffel, 74. hervortretender Mauerstreifen, 76. Kunststil vom 13. bis 15. Jahrhundert, 78. wunderlicher Aufzug, 79. organische chemische Verbindung, 81. Hauptstadt in Nordafrika, 82. Irrtum (latein.), 83. Herrscherkaste im alten Peru, 84. russisches Bauernhaus, 86. Gestalt aus „Der zerbrochene Krug", 88. Nebenfluß des Rheins (Schweiz).

Mit unserem heutigen Preisrätsel wird eine Disziplin des alpinen Skisports gesucht, bei der mit Geschicklichkeit und hoher Geschwindigkeit um den Sieg gekämpft wird.

Auf dem üblichen Weg – durch Übertragen der Buchstaben aus dem Kreuzworträtsel in die Zahlenleiste – kommen Sie, liebe Rätselfreunde, zu dem gewünschten Ergebnis. Ihre Antwort erwartet die Redaktion FREIE WELT, Postfach 8, Berlin, 1056, auf einer Postkarte, da Briefe nicht gewertet werden können. Und bitte die Marke Quiz 25 auf der Karte nicht vergessen! Einsendeschluß ist der 3. Januar 1990 (Datum des Poststempels). Die Auflösung und Namen der Gewinner, die unter Ausschluß des Rechtsweges ermittelt werden, veröffentlichen wir in unserem Heft 2/1990.

Sie können gewinnen:

1. Preis	100,– Mark
2. Preis	75,– Mark
3. Preis	50,– Mark
4. bis 8. Preis je	25,– Mark

Füllrätsel

Die Lösungswörter nachfolgender Bedeutung sind waagerecht in die Figur einzutragen:

1. Sammelbezeichnung für alle jagdbaren Säugetiere (weidm.), 2. sagenhaftes Volk von Riesen im südlichen Kanaan, 3. Ablauf einer chemischen Stoffumsetzung, 4. im Altertum ein semitisches Volk, das in einer Landschaft am Toten Meer lebte, 5. Ausarbeitung, Machwerk, 6. die Bewohner südamerikanischer Hochgrassteppen, 7. falbes Pferd, 8. Bewohner einer Hafenstadt an der Westküste Unteritaliens.

Bei richtiger Lösung ergeben die Buchstaben in den Zahlenfeldern – von oben nach unten gelesen – den Namen eines Raubtieres.

1		A					
2		A					
3		A					
4		A					
5		A					
6		A					
7		A					
8		A					

Nachsetzrätsel

Jedem der nachfolgenden Wörter ist jeweils so ein Buchstabe anzuhängen, daß sich neue Begriffe ergeben:

Grau – Tang – Star – Arme – Mate – Kara – Mann – Bela.

Bei richtiger Lösung ergeben die nachgesetzten neuen Buchstaben – nacheinander gelesen – die friesische Bezeichnung für den Sonnabend.

Redaktion: FREIE WELT
Karl-Liebknecht-Str. 29
Berlin
1026
Telefon: über 24 40
Auskunft
Telex: 011 48 54

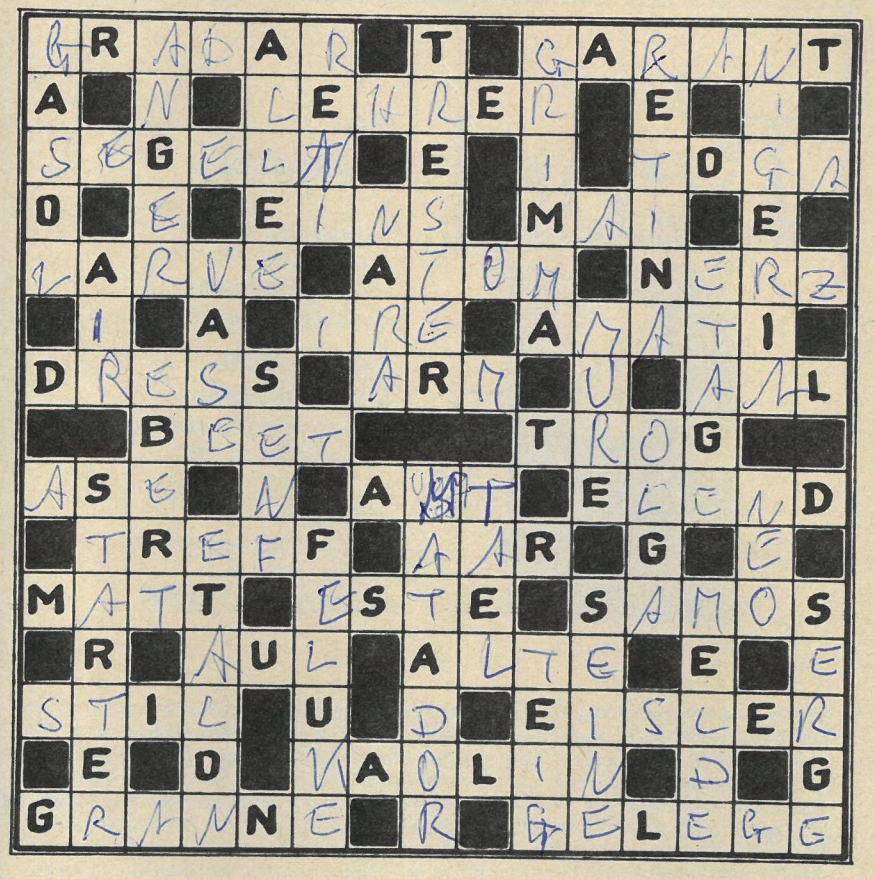
FREIE WELT

Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Barbara Schablinski
Stellv. Chefredakteure:
Marianne Wambutt,
Günther Wolfram, Dr. Paul Wurche
Sekretariat der Chefredaktion:
Tel.: 2 44 22 07, 2 44 23 09, 2 44 24 36

Redaktionssekretär:
Georg Walter
Tel.: 2 44 36 95
Wissenschaft: Heinz Bartel
Tel.: 2 44 26 09
Politik: Dr. Dietrich Pätzold
Tel.: 2 44 26 67

Reporter/Leser: Wolfgang Scheel
Tel.: 2 44 22 30
*
Bild: Detlev Steinberg
Tel.: 2 44 27 03
Gestaltung: Horst Wustrau
Tel.: 2 44 35 48

Korrespondenten in Moskau:
Hajo Obuchoff,
Volkmar Billeb



Kreuzgitter

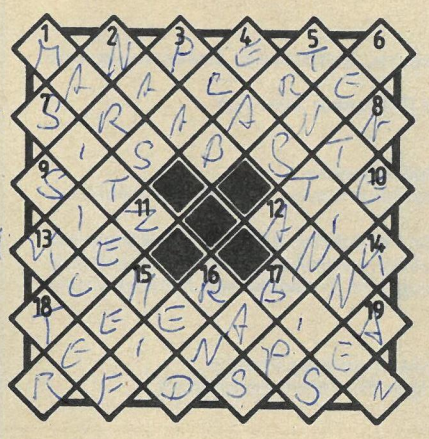
Die Lösungswörter haben – unabhängig von ihrer Richtung und Reihenfolge in der Figur – folgende Bedeutung:

1. schlangenförmiger Fisch, 2. Adler (dicht.), 3. Aussehen, Miene, 4. von Bäumen gesäumte Straße, 5. weibliche Bühnenrolle, 6. italienische Geigenbauerfamilie (16./17. Jh.), 7. Behörde, 8. Dorfwiese, 9. Körperteil, 10. Angehöriger eines Göttergeschlechts (german. Mythol.), 11. Teilchen eines chemischen Elements, 12. Siedlung der Turkvölker, 13. bestellte Gartenfläche, 14. Sportkleidung (ß = ss), 15. Politiker der DDR (gest. 1979), 16. Schulnote, 17. Komponist der Nationalhymne der DDR (gest. 1962), 18. Erholungsort im Harz, 19. Angehöriger eines Volkes in der Sowjetunion, 20. Stockwerk, 21. Eichmaß, Mustergewicht, 22. Küstenfahrzeug des Mittelmeers, 23. Gewährsmann, Bürge, 24. ein Gasgemisch, 25. Gesamtheit der Eier eines Nestes, 26. russisch-sowjetischer Maler und Kunsthistoriker (gest. 1960), 27. Ährenborste, 28. Kreisstadt im Bezirk Leipzig, 29. Nordwesteuropäer, 30. Porzellanerde, 31. Gesichtsmaske, 32. Pädagoge, Erzieher, 33. Monatsname, 34. Hauptkämpfer beim Stierkampf, 35. Schachausdruck, 36. Unkrautpflanze, 37. Schutt- und Schlammstrom im Hochgebirge, 38. Stadt in Japan auf der Insel Honshu, 39. griech.: neu, 40. Pelztier, 41. Staat in Westafrika, 42. Gestalt aus „Eugen Onegin", 43. italienischer Maler (gest. 1642), 44. Netzhaut des Auges, 45. Insel Griechenlands, 46. Wassersportart, 47. Fluß durch Paris, 48. Speisewürze, 49. Futterstoff, 50. Kraftfahrzeuganlasser, 51. Schreibweise, 52. alte Münze und Gewichtseinheit in China, 53. Backmasse, 54. altrömisches Obergewand, 55. Spielkartenfarbe (Eicheln), 56. Rückstände beim Keltern und Bierbrauen, 57. Futterbehälter, 58. Blumengefäß.

Schräge Reihen

Von der Zahl nach rechts unten: 1. Gott des Krieges (röm. Mythol.), 2. Nebenfluß der Donau (Österr./Ungarn), 3. Bildhauerwerk, 4. Früchteeinbringung, 5. engl.: Tee, 7. Mandat in Parlamenten, 9. SI-Einheit des elektrischen Leitwerts, 12. Gestalt aus „Der Revisor", 13. Gewand, 16. Ölpflanze, 17. Gesamtheit des Bienenvolkes (Fachspr.), 18. afrikanische Hirseart.

Von der Zahl nach links unten: 2. alter äthiopischer Titel, 3. Sohn des Priamos (griech. Sage), 4. dehnbares Gewebe, 5. Gangart des Pferdes, 6. eine Organisationsform der Urgesellschaft, 8. Gattung der Blattschneideameisen, 10. Buchdeckel, 11. Campingunterkunft, 14. Schalterbewegung (Umgangsspr.), 15. großes Gewässer, 16. gefrorener Tau, 19. latein.: Kupfererz.



Vom Kern zum Wort

Waagerecht sind Lösungswörter nachfolgender Bedeutung einzusetzen.

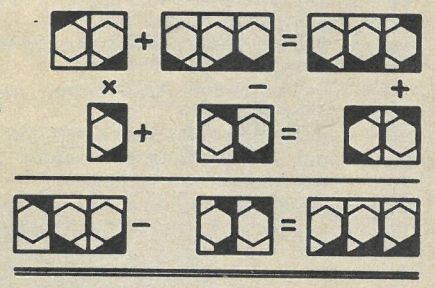
1. Staatliche Kunstsammlungen in Leningrad, 2. Gewässer in Oberitalien, 3. Trainingsgerät für Muskelkräftigungsübungen, 4. Küstenland (Geogr.), 5. schlangenförmiger Fisch (bes. im Brackwasser), 6. Tiergruppe, zu der die Pferde gehören, 7. veränderlicher elektrischer Widerstand, 8. Roh-, Arbeitsstoff, 9. Angehöriger eines Volkes in der Sowjetunion, 10. ein Fußbodenbelag, 11. berufsmäßiger Ermittler von Beweismaterial, 12. Arzneipflanze, Hahnenfußgewächs.

Bei richtiger Lösung ergeben die Anfangsbuchstaben – von oben nach unten gelesen – ein Braunkohleabbaugebiet im Bezirk Magdeburg (zwei Worte).

1	E			T	A	G	
2		R	D	A	S	E	
3		P	A	N			
4		T	O	R			
5			N	A	U		
6			H	U	F		
7		E	O	S			
8		T	E	R			
9			A	I	N		
10			O	L	E		
11	E	T	E				
12	I	S	E				

Raten und Rechnen

Jedes Kästchen bedeutet eine Ziffer; gleiche Kästchen bedeuten also immer gleiche Ziffern. Diesen Angaben entsprechend sind die Ziffern zu finden, die – in die Mittelfelder der Figuren eingesetzt – die waagerechten und senkrechten Aufgaben richtig lösen.



Auflösungen aus Heft 24/1989

Kreuzgitter. Waagerecht: Radar (22), Epik (56), Eloge (4), Ilse (34), Otto (44), Lache (64), Prag (11), Aroma (29), Kessel (45), Gatt (3), Edel (60), Eren (21), Zoll (66), Lila (33), Nei (71), Alte (8), Kamera (40), Nier (62), Ule (49), Elam (70), Egk (17), Tee (2), Teil (42), Ost (27), Elen (67), Trense (30), Anat (48), Dur (14), Tier (39), Taro (23), Arno (7), Tell (59), Kanu (53), Treber (15), Lehár (36), Bote (41), Alkan (68), Rice (72), Eden (51), Dolde (1), Lure (18), Karte (76).
Senkrecht: Ralle (12), Decke (69), Ries (38), Espe (58), Perle (75), Kogge (19), Etat (65), Lortzing (10), Gemälde (25), Helle (46), Selke (28), Anna (6), Dill (43), Riemen (50), Aal (32), Auge (57), Tete (13), Matern (35), Ikon (73), Ritt (24), Endokard (5), Ist (37), Leite (61), Saal (52), Llanero (20), Tran (26), Artel (54), Rubel (63), Otter (74), Erker (47), Longe (31), Arie (9), Rede (16), Bank (55).
Um die Ecke gedacht: Lochkreissäge.
Wörter in Kreisen: 1. Moser, 2. Sturm, 3. Kutte, 4. Skeet, 5. Strak, 6. Kairo, 7. Rogen, 8. Geste, 9. Miete, 10. Limes – Osterinsel.
Magische Figur: 1. Kant, 2. Nautik, 3. Tatort, 4. Nektar, 5. Aase, 6. Sir.
Verbundenes: Kraftstoff.
Rätselpyramide: 1. Re, 2. Ter, 3. Rest, 4. Ester, 5. Setter, 6. Trester.

Auflösung des Kreuzworträtsels Quiz 22 aus Heft 22/1989

Waagerecht: 1. Magazin, 5. Larousse, 10. Tarif, 12. Tegel, 14. Grus, 16. Ulema, 18. Kopie, 20. Dale, 22. Riesa, 24. Tenor, 26. Rabe, 28. Irland, 30. Gel. 32. Idee, 35. Irma, 37. Abel, 39. Nandu, 41. Summe, 43. Enge, 45. Oma, 46. Ata, 48. Mus, 50. Steig, 51. Lenau, 52. Vasari, 54. Lese, 56. Stator, 59. Olive, 61. Tukan, 63. Sir, 64. Pol, 65. Uke, 67. Arad, 69. Kapok, 72. Nanna, 74. Ehre, 76. Reue, 78. Sana, 79. Ara, 80. Manege, 84. Lido, 86. Trent, 89. Saida, 91. Olga, 93. Katja, 94. Aller, 96. Egel, 97. Anapa, 99. Einem, 100. Pluto, 101. Madrigal, 102. Malerei.
Senkrecht: 1. Mater, 2. Gig, 3. Zola, 4. Niger, 5. Laura, 6. Opus, 7. Sue, 8. Etat, 9. Uran, 11. Formular, 13. Eder, 15. sin, 17. Lage, 18. Kris, 19. Poem, 21. Liane, 23. Edam, 25. Eta, 27. Bit, 29. Liege, 31. Elan, 33. Duna, 34. Emma, 36. Metteur, 38. Ballade, 39. Nautik, 40. Nest, 42. Europa, 44. Gilde, 45. Odeur, 47. TASS, 49. Silo, 52. Vignette, 53. Span, 55. Stake, 57. Aras, 58. Ozon, 60. Iller, 62. Karel, 66. Kemi, 68. Lei, 70. Pasteur, 71. Katalog, 73. non, 75. Hase, 77. Ulan, 81. Ade, 82. Nagel, 83. Golem, 85. Okapi, 87. Enns, 88. Tamm, 90. Arni, 92. Gaul, 95. Lid, 98. Aar.
Lösung: Ut mine Stromtid

Soli-Quiz

Es gewannen:
1. Preis:
100,– M Napuralla, Bernburg, 4350
2. Preis:
75,– M Sonja Gruner, Altenburg, 7400
3. Preis:
50,– M Werner Opitz, Leipzig, 7025
4.–8. Preis:
je 25,– M Gisela Ebersbach, Cottbus, 7513; Ingeborg Kandzia, Eisenach, 5900; Harry Wagner, Breitenbrunn, 9434; Martina Deißing, Sonneberg, 6418; Albert Eiserloh, Gera-Lusan, 6502.

Solidaritätsspende lautet die Lösung des Quiz im diesjährigen Rätselheft der FREIEN WELT.

Es gewannen:
1. Preis:
100,– Mark Vera Ahrens, Stralsund, 2300
2. Preis:
75,– Mark Erhard Lohse, Mühlbach, 9381
3. Preis:
50,– Mark Erika Jakobides, Sondershausen, 5400,
4. bis 8. Preis:
je 25,– Mark Heinz Szuwalski, Berlin, 1092; Franz Schaschek, Meiningen, 6100; Yvonne Hennig, Storkow, 1233; Kerstin Matzke, Görlitz, 8900; Helmut Nitzsche, Priestewitz, 8281.

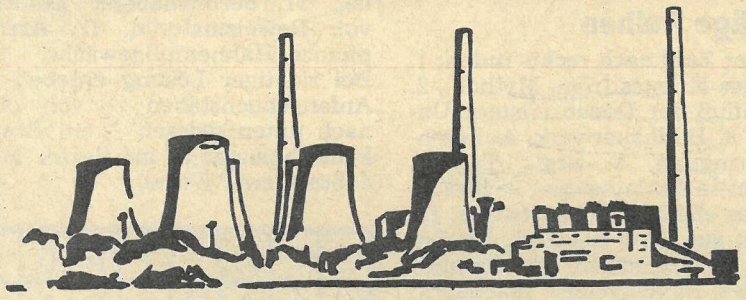
Herausgeber: Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Gerd Hölzel
Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes

beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405
Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, Karl-Liebknecht-Straße 29, Berlin, 1026
Anzeigenannahme: Berliner Verlag

Abt. Anzeigen, Tel. 2 70 32 77 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich

(26 Hefte im Jahr)
Inkassozeitraum: monatlich
Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold, 1979 die Ehrennadel und 1988 den „Preis der Freundschaft" sowie ein Diplom des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften.

Strom,
das Blut der Volkswirtschaft



Das VE Kombinat Braunkohlenkraftwerke braucht auch Dich!

Für die Bedienung, Wartung und Instandhaltung modernster Energieerzeugungsanlagen stellen wir in unseren Kombinatsbetrieben

Spezialisten, Fachkräfte und ungelernte Arbeitskräfte

ein.

Insbesondere suchen wir:

- **Maschinisten für Wärmekraftwerke, Bekohlung, Entaschung und Bahnbetrieb**
- **Instandhaltungsmechaniker und Schlosser aller Art**
- **Zerspanungsfacharbeiter**
- **Schweißer aller Prüfgruppen**
- **Bauhandwerker, Isolierer und Vulkaniseure**
- **Elektromonteure und Elektromaschinenbauer, BMSR-Mechaniker**
- **Werkstoffprüfer** und
- **Hoch- und Fachschulkader für die Produktion sowie Produktionsvorbereitung insbesondere für die Lösung von Aufgaben auf den Gebieten der Instandhaltung, Forschung und Entwicklung, Projektierung, Gütekontrolle und EDV.**

Wir gewähren:

– Entlohnung nach dem Rahmenkollektivvertrag Energie
– jährliche Treueprämie nach 2jähriger Betriebszugehörigkeit
– Jahresendprämie
– Montagegeld
– kostenlosen Berufsverkehr
– kostenlose Unterbringung in Arbeiterwohnunterkünften bis zur Zuweisung einer Wohnung
– Wohnungsbereitstellung nach Dringlichkeit und betrieblichen Schwerpunkten
– umfangreiche Ausbildungs- und Qualifizierungsmöglichkeiten aller Studienformen
– vielseitige kulturelle, sportliche und soziale Betreuung, einschließlich der Bereitstellung von Urlaubs- und Kinderferienplätzen in den betrieblichen Ferieneinrichtungen.

Richten Sie bitte Ihre Bewerbungen an das Arbeitskräfteberatungszentrum des VE Kombinat Braunkohlenwerke, Sitz:

VEB Instandsetzung Kraftwerke
Arbeitskräfteberatungszentrum
Postfach 13
Cottbus, 7500

Wir erwarten Sie auch zu persönlichen Informationsgesprächen in unserem Arbeitskräfteberatungszentrum, Karl-Marx-Str. 13, im Arbeiterwohnheim – Nähe Hotel „Lausitz" – zu unseren Sprechzeiten:

Dienstag 9–11 Uhr und 13–18 Uhr
Donnerstag 9–11 Uhr und 13–16 Uhr
Freitag 7–12 Uhr

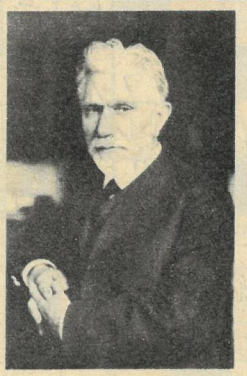
Außerhalb der Sprechzeiten nach telefonischer Vereinbarung,
Telefon: Cottbus 61 43 48.

Weiterhin können Sie sich direkt in den Kaderabteilungen der Kombinatsbetriebe bewerben:

- **VE Kombinat Braunkohlenkraftwerke, Stammbetrieb Jänschwalde – Kraftwerk der Jugend „Wilhelm Pieck" – Sitz Peitz, 7520**
- **VEB Großkraftwerk Boxberg, Boxberg, 7586**
- **VEB Kraftwerke Lübbenau/Vetschau, PSF 17, Lübbenau, 7543**
- **VEB Kraftwerke „Völkerfreundschaft", Hagenwerder, 8905**
- **VEB Kraftwerk Thierbach, Espenhain, 7204**
- **VEB Pumpspeicherwerk Hohenwarte, Hohenwarte, 6801**
- **VEB Instandsetzung Kraftwerke, Peitz, 7520**
- **VEB Reparaturwerk „Clara Zetkin", PSF 109, Erfurt, 5010**
- **VEB KW „Elbe", Betriebst. Lippendorf, Böhlen, 7202**

Reg.-Nr. 194/IV/88

August
Bebel



Eine Biographie

Neu im Angebot

Autorenkollektiv
unter Leitung
von Ursula Herrmann
und Volker Emmrich

August Bebel · Eine Biographie
Hrsg.: Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED

763 Seiten,
zahlreiche Abbildungen
Leinen · 24,80 M ·
Bestellnummer: 7 3873 88

In dieser wissenschaftlichen Bebel-Biographie zeichnen namhafte Historiker der DDR den Lebensweg eines der großen Söhne des deutschen Volkes nach. Der Leser erfährt, wie der Drechsler August Bebel, angeregt durch seine Erfahrungen im Klassenkampf, die Schriften von Karl Marx und Friedrich Engels studierte, 1869 gemeinsam mit Wilhelm Liebknecht die marxistische Sozialdemokratische Arbeiterpartei schuf, 1871 leidenschaftlich für die Pariser Kommune Partei ergriff, herausragenden Anteil am Sieg der deutschen Arbeiterklasse über das Sozialistengesetz Bismarcks hatte, er 1892 zu einem der beiden Vorsitzenden der Sozialdemokratischen Partei gewählt wurde und zum „fähigsten Taktiker, zum einflußreichsten Führer" (Lenin) der internationalen revolutionären Sozialdemokratie in ihrem Kampf gegen Imperialismus, Militarismus und Krieg heranreifte.

DIETZ VERLAG BERLIN

Kinder wollen oft hoch hinaus

... und übersehen dabei mitunter Gefahren. Wir Erwachsenen tun bestimmt alles, damit nichts passiert. Trotzdem sollte auf die Vorsorge durch eine Versicherung nicht verzichtet werden.

Kombinierte Kinderversicherung:
Sie zahlen nur einmal Beitrag, und wir versichern Ihr Kind vom 1. bis 17. Lebensjahr.

Informieren Sie sich bei unseren Mitarbeitern.

Ihrem Kind zuliebe

STAATLICHE VERSICHERUNG DER DDR

4. ZAR WASSERWIRBEL

1. Siehst du den Zapfen dort auf dem Wipfel der Fichte? Ich werde ihn jetzt mit meinem Barte herabholen!

2. Den nächsten Zapfen holst du!

3. Haha, jetzt wird dich mein Bart erdrosseln!

„Zuviel Aufwand, Bruder! Ich hebe dieses Gewehr hier und – da liegt der Zapfen!"
„Bist du wahnsinnig? Ist dir nicht gesagt worden, daß ich keinen Lärm vertrage?"
„Mich stört der Lärm nicht! Soll ich noch einmal..."
„Neiiin! Du hast gewonnen. Doch den nächsten Kampf bestehst du nicht!"

5. Das ist ein sehr unfreundlicher Einfall von dir! Gestatte also, daß ich dich ein wenig rasiere!

6. Dennoch besieg ich dich! Und all meine Untertanen werden mir dabei helfen. Hörst du es zischen? Das sind die Schlangen! Das Scharren? Die Krebse kriechen heran! Das Glucksen? Es sind die Sümpfe überall, sie fordern neue Opfer! Und das Stöhnen? Das Sumpffieber, es will euch packen! Und wo sind deine Helfer?

7. Dann werd' ich meine Freunde rufen! Sie sind fern von hier, aber sie werden herbeieilen im Augenblick! Brauch nur zu trommeln...
Hörst du, mein Freund Iwan antwortet, viele Jahre dienten wir zusammen!
Das ist Wassili, der junge Heißsporn, ihn hab ich das Soldatenhandwerk gelehrt!
Wolodja! Ihn rettete ich aus dem Feuer!
Der stimmgewaltige Sergej, er hat uns immer rechtzeitig vor dem Feind gewarnt.

8. Hast du mich erschreckt, Brüderchen! Doch ich bin mächtig und schrecklich! Zittre vor mir! Wenigstens ein bißchen! Tu mir den Gefallen, mach mir die Freude und zittre!

Frei nach dem Theaterstück des sowjetischen Dichters Jewgeni Schwarz, gezeichnet von Tatjana Neljubina. Redaktion: Karin Kopp

Fortsetzung von Seite 27

Stalin — Legende und Wirklichkeit

nicht geeignet für revolutionäre Kreativität, er vermochte sich nicht selbst zu bestätigen wie viele seiner Genossen.

Als Alleinherrscher empfand er seine Unauffälligkeit, seine Bedeutungslosigkeit sehr schmerzhaft. In den 30er Jahren konnte Stalin gelassen zuhören, wenn es um die Ereignisse des Oktober ging, die inzwischen ausschließlich das Werk „zweier Führer" waren. Anfangs wurden die wirklichen Helden der Revolution mit Schweigen zugedeckt, fielen der „historischen Säuberung und Korrektur" zum Opfer. Später dann in den tragischen Jahren 1937/39 wurden sie auch physisch beseitigt. In den 40er Jahren ließen sich die aktiven Führer des bewaffneten Oktoberaufstands schon an den Fingern abzählen. Geblieben waren in der Regel jene, die die neue Lebensbeschreibung des „Führers" in den Tagen der Revolution verfaßt hatten. Je weniger Revolutionsveteranen es gab, desto aufgebauschter stellte sich die Rolle Stalins in den Tagen des Oktober dar. Trotzki, der nach 1929 Stalin zum Hauptobjekt seiner kritischen Untersuchungen machte, beschreibt dessen Tätigkeit in der Oktoberperiode durchweg zugespitzt. In seinem Büchlein „Die Stalinsche Schule der Fälschungen" versichert er, daß sich Stalin auf den Tagungen 1917 allgemein ausschwieg. „Er lief gewöhnlich in der von Lenin vorgegebenen offiziellen Spur", schreibt Trotzki. „Keine Spur von Initiative zeigte er. Nicht einen einzigen selbständigen Vorschlag machte er. Das können keine ‚Geschichtsschreiber-Marxisten' des neuen Formats ändern."

1924 nach Lenins Tod veröffentlichte Trotzki einen Essay über den verstorbenen Führer, wo er folgenden Dialog wiedergibt: „‚Und was wird sein', fragte mich Wladimir Iljitsch ganz unvermutet in jenen ersten Tagen, ‚wenn die Weißgardisten Sie und mich umbringen; könnten dann Swerdlow und Bucharin fertig werden?' – ‚Vielleicht werden sie uns auch nicht umbringen', antwortete ich lachend. ‚Der Teufel kennt sie', sagte Lenin und lachte selbst. Diese Episode habe ich in meinen Erinnerungen über Lenin im Jahre 1924 zum erstenmal wiedergegeben. Wie ich später erfuhr, fühlte sich das damalige ‚Trio', Stalin, Sinowjew und Kamenew, durch diese Mitteilung blutig gekränkt, wagte aber nicht, ihre Richtigkeit zu bestreiten. Eine Tatsache bleibt eine Tatsache: Lenin erwähnte damals nur Swerdlow und Bucharin. Andere Namen kamen ihm nicht in den Sinn."

Allerdings sollte man, in Kenntnis von Trotzkis Ehrgeiz und Machthunger, diesen Worten nicht allzuviel Vertrauen schenken. Meinte er doch insgeheim, nur er könne als „Nachfolger" Lenins auf dem Pfad des Parteiführers wandeln. Vielleicht kann gleichermaßen begründet angenommen werden, daß Trotzki 1924 rückwirkend Anstrengungen unternahm, eigene Positionen und sein Ansehen im Kampf um die Macht zu festigen.

Bekannt ist, daß Stalin stets sehr empfindlich auf beliebige, an die Presse durchgesickerte Informationen reagierte, die seine mehr als bescheidene Rolle im Oktober beleuchteten und die Trotzkis aufbauschten. Eben davon war in bedeutendem Maße Stalins Rede im November 1924 auf dem Plenum der Kommunistischen Fraktion des Zentralrats der Gewerkschaften der Sowjetunion bestimmt, die als Einzelbroschüre erst 1928 bei Gosisdat (Staatsverlag) erschien. In seiner Rede analysiert Stalin Trotzkis Rolle während des bewaffneten Oktoberaufstands so: „Mag sein, sagt man uns, es kann aber nicht geleugnet werden, daß Trotzki in der Periode des Oktober gut gekämpft hat. Ja, das stimmt, Trotzki hat im Oktober wirklich gut gekämpft. Aber nicht nur Trotzki hat in der Periode des Oktober gut gekämpft, nicht übel gekämpft haben sogar solche Leute wie die linken Sozialrevolutionäre, die damals Schulter an Schulter mit den Bolschewiki standen." Stalin weiter: „Es wird ein praktisches Zentrum zur organisatorischen Leitung des Aufstands gewählt. Wer wird nun in dieses Zentrum gewählt? In dieses Zentrum werden fünf Personen gewählt: Swerdlow, Stalin, Dzierżyński, Bubnow, Urizki. ...das heißt, der ‚Inspirator', die ‚Hauptfigur', der ‚alleinige Führer' des Aufstands, Trotzki, ist seltsamerweise nicht in das praktische Zentrum gewählt worden, das berufen war, den Aufstand zu leiten. Wie läßt sich das mit der häufig vertretenen Meinung über die besondere Rolle Trotzkis vereinbaren?" Hier spielte Stalin erneut falsch. Den Verlauf des Aufstands leitete das Revolutionäre Militärkomitee und kein „praktisches Zentrum".

Wie wir sehen, versuchen zwei bekannte Parteifunktionäre einige Jahre nach der Revolution einerseits ihre eigene Rolle bei der Durchführung des bewaffneten Aufstandes hervorzuheben und andererseits den Anteil des politischen und persönlichen Gegenspielers zu verringern und zu schmälern. Obwohl es in den Oktobertagen keine Erscheinung geben konnte, die im nachhinein Kabinettstil heißt, beschränkte sich die Rolle Stalins, ich wiederhole, auf die Vorbereitung von Anweisungen, Direktiven des ZK und ihre Weiterleitung an die Revolutionsorgane. Es existiert kein einziges Dokument für seine unmittelbare Teilnahme an den Kampfhandlungen, an der Aufstellung der bewaffneten Abteilungen, es gibt nichts, was beweist, daß auch er in die Einheiten gegangen ist, auf die Schiffe, in die Betriebe mit dem Ziel, die Massen für die Lösung konkreter taktischer und operativer Aufgaben zu mobilisieren. Aufgrund der Umstände hielt Stalin sich im Stab der Revolution auf, auf ihrer zentralen Bühne. Aber... in der Eigenschaft eines Statisten. Intellektuelle Gaben, moralische Anziehungskraft, zündender Enthusiasmus, sprudelnde Energie, in revolutionärer Zeit hoch geschätzt, brachte er nicht mit.

Im Epizentrum der Revolution stand Lenin. Weit dahinter Trotzki. Noch weiter hinten Sinowjew, Kamenew, Swerdlow, Dzierżyński, Bucharin... Gefolgt von einer Legion Bolschewiki Leninscher Schule. Irgendwo in ihren Reihen marschierte auch Stalin. „Zwei Führer" hatte es in der Revolution nicht gegeben. Angenommen, 1917 wäre Krestinski, Radek, Rakowski, Rykow, Tomski, Serebrjakow, einem Dutzend anderer Bolschewiki gesagt worden, daß es eineinhalb Jahrzehnte später in der „offiziellen Geschichtsschreibung" heißen wird, die Revolution sei von zwei Führern – Lenin und Stalin – geleitet worden, so hätten sie dies nicht einmal für einen schlechten Scherz gehalten. Doch der Lauf der Geschichte ist nicht umkehrbar. Nur in Gedanken lassen sich denen solche Fragen stellen, die längst schon nicht mehr sind... Stalin ist im nachhinein zum Helden geworden. Obwohl Stalin seit Ende der 90er Jahre des vorigen Jahrhunderts Mitglied der Partei, seit 1912 Mitglied des ZK war, Mitglied verschiedener Räte, Komitees, Redaktionen, Volkskommissar für Nationalitätenfragen, verschaffte ihm das nur einen offiziellen (in gewissem Sinne bürokratischen) Status. Die Anwesenheit Stalins auf zahlreichen Sitzungen, Tagungen, Konferenzen bezeugt nur, daß er den höchsten Führungsgremien angehörte. All das gestattete ihm, viele Menschen kennenzulernen, sie zu studieren, tiefer in den Mechanismus des Apparates einzudringen, politische Erfahrung zu sammeln. Vor allem aber Lenins Wertschätzung zu gewinnen. Als zuverlässiger politischer Funktionär, der nicht nur zu geradlinigen Lösungen und Aktionen fähig ist, wie sie einem bloßen Vollstrecker zukommen, sondern zu geschickten Kompromissen, zum Lavieren. Im bolschewistischen Oktober war Stalin Zentrist, imstande abzuwarten und sich anzupassen.

Das Buch Dmitri Wolkogonows „Triumph und Tragödie" erscheint 1990 im Militärverlag der DDR.

Fotos: Archiv Berliner Verlag (2); ADN/ZB (1), Sawostjan (1)

Das Wort „Mütterchen" hatte ich von Agafja und Karp Ossipowitsch viele Male gehört. Sie meinten die Nonnen in irgendwelchen abgelegenen Ansiedlungen der Altgläubigen am Oberen Jenissej. In diesem Jahr nun sagte mir Agafja, daß sie beabsichtige, dorthin zu reisen. Ich schilderte ihr die Risiken. Sie war nicht abzubringen von ihrem Entschluß. „Irgendwie mit Gottes Hilfe..."

Mitreisen konnte ich nicht. Also beriet ich mich mit dem Moskauer Ingenieur Oleg Derjabin. Er war vor fünf Jahren bei den „Mütterchen" gewesen und erinnert sich: „Ein kleines Kloster – sieben Frauen. Die Vorsteherin heißt Nadeshda. Eine alte Frau schon, aber sie leitet die Wirtschaft sorgfältig. Sie hatten zwei Pferde dort, drei Kühe, Hühner, eine Imkerei, Beete mit Kartoffeln, Melonen... Man bewirtete uns mit Milch und Honig und bat, doch die Scheune auszubessern. Eines nachts wurden wir von heftigen Schlägen gegen ein Stück Schiene geweckt. Die Vorsteherin verjagte gerade einen Bären. Das winzigkleine Kloster ist ein Überrest des nach dem Krieg zerstörten großen Klosters." Oleg Sergejewitsch wollte sich erneut in diese Gegend aufmachen. Er versprach, falls er Agafja am Jenissej treffen sollte, ihr jede nur mögliche Hilfe zu geben. Und wir verabredeten uns für den Herbst.

Nun sitzen wir über der Karte von Tuwa. Oleg macht einen Punkt am Kaa-Chem (Kleiner Jenissej) aus. „Hier habe ich Agafja getroffen. Ein bißchen weiter oben. In einer abgelegenen Taigahütte hatte ich gefragt, ob die Hausherrin nicht von einem Gast gehört hätte. ‚Vor drei Tagen habe ich mit ihr hier gestanden, so wie jetzt mit Ihnen. Sie ist zum Kloster gegangen', erzählte die Frau."

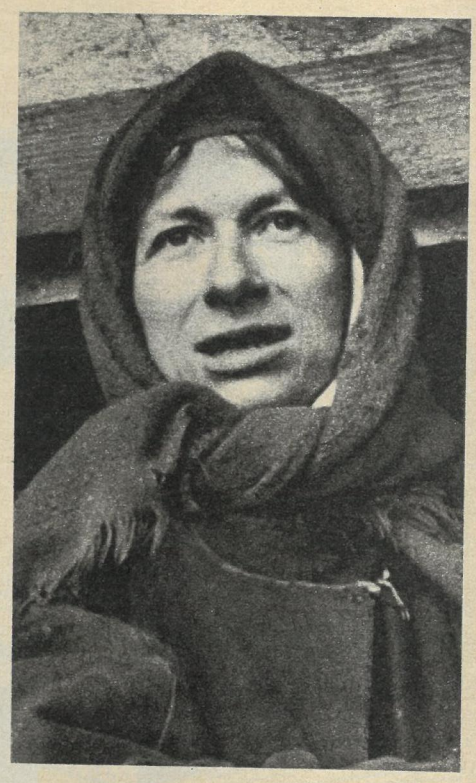
Also auf zum Kloster. Die Vorsteherin erkannte den Gast von damals. Sie klagte: „Alles ist baufällig – wir selbst werden alt, und auch die Gebäude sind abgenutzt. Von der Imkerei sind drei Bienenstöcke übriggeblieben. Eine Kuh haben wir noch. Wir ernähren uns vom Gemüsegarten."

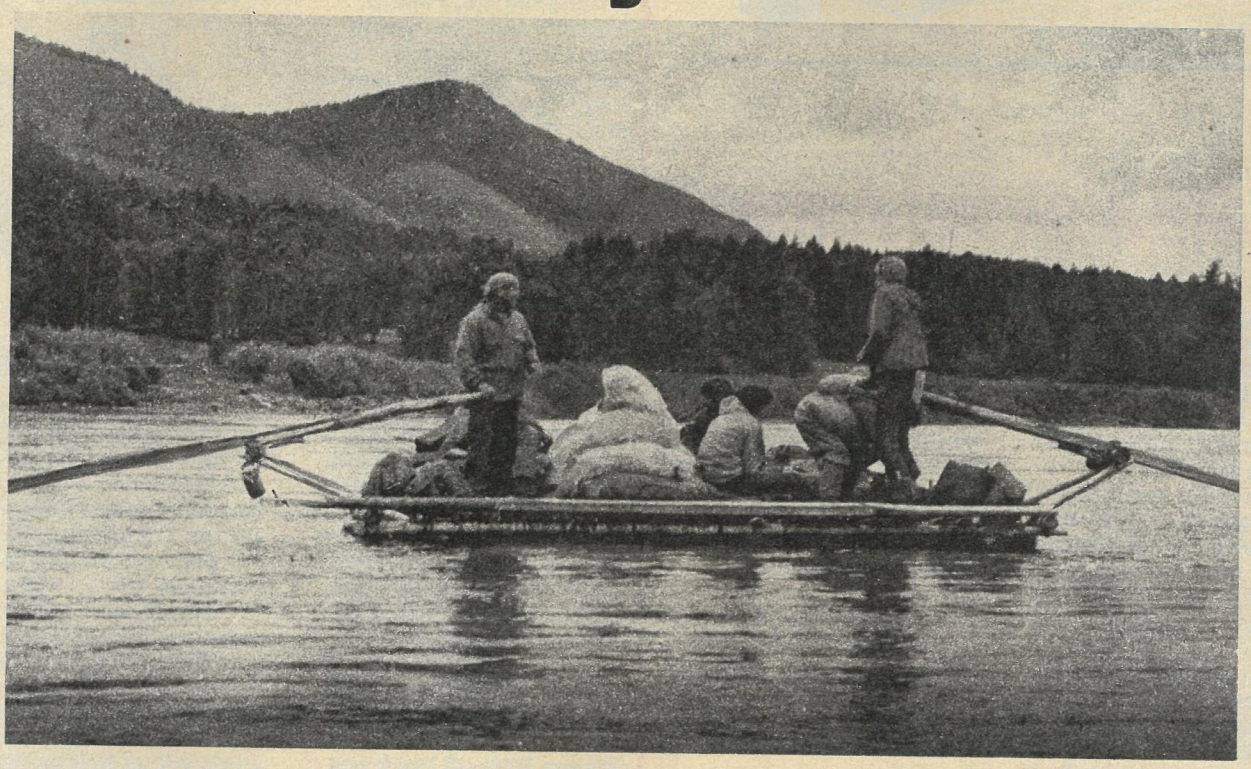
Drei Tage war Agafja dort. Man zeigte ihr alles – den Betraum, die Wirtschaft und den Gemüsegarten. Die Nonnen erzählten, auf welche Weise sie hierhergekommen waren, hörten zu. Doch es stellte sich heraus, daß Agafjas Glaube mit dem hiesigen nicht übereinstimmte. Genauso freundschaftlich, wie man sie begrüßt hatte, wurde sie verabschiedet und beschenkt. „Sie ist wie ein Kind", sagte die Vorsteherin, „wie ein reines Kind..."

Bei Mütterchen Maximila, die am Bach Tschudarlyk wohnt, machte Agafja auch Station. Die Ansiedlung umfaßt zehn Hütten. Man lebt von der Taiga, dem Gemüseanbau, hält sich Haustiere. Maximila ist der Seelsorger der kleinen Gemeinde. Mit allen Nöten und Sor-

Den FREIE-WELT-Lesern sind sie seit gut sechs Jahren bekannt: Die Lykows, Menschen, die aus religiösem Fanatismus in die Taiga gegangen waren und dort ein halbes Jahrhundert fernab der Menschen lebten. Wassili Peskow von der „Komsomolskaja Prawda“ hat darüber regelmäßig informiert. Erst im Mai dieses Jahres berichtete er von der mißglückten Ehe der noch heute lebenden vierundvierzigjährigen Tochter Agafja. Nun verfolgte er ihre abenteuerliche Reise zu den „Mütterchen“. Warum blieb sie nicht dort?

Odyssee zum Jenissej





gen kommt man zu ihr. Hier gab es eine große Ähnlichkeit im Glaubensbekenntnis. Sogar das Alter der beiden Frauen ist annähernd gleich. Welcher Art die Gespräche waren, konnte Oleg nicht herausfinden. Aber es muß sich dabei die Hauptfrage entschieden haben: Wird Agafja bleiben und – falls sie wieder wegfährt – wird sie es allein oder gemeinsam mit Maximila tun? Es war wohl die wichtigste Entscheidung bei dieser Odyssee zum Jenissej.

Die Antwort kam nach zwei Wochen. Agafja wollte nicht bleiben: „Die Erde bei euch ist wenig fruchtbar. Zirbelwälder gibt es fast keine, die Luft ist schlecht – ich friere, habe Atemnot und huste.“ Also abreisen. Aber wie? Bis nach Hause waren es vierhundert Kilometer weglose Taiga. Oleg Derjabin erwies sich als rettender Engel. In wasserdichter Kleidung und mit roter Mütze erschien er in der Siedlung. Der Vorschlag, sich mit dem Floß bis Kysyl durchzuschlagen und von dort mit dem Flugzeug nach Abakan zu fliegen, wurde angenommen. „Wir bitten nur, setzt Agafja bei den Stromschnellen von Baibal ans Ufer, dort soll sie den Landweg nehmen.“

Mein Freund Oleg, Meister des Sports, ist schon seit dreißig Jahren auf den Gebirgsflüssen zu Hause. Der Kaa-Chem jedoch hat die fünfte Schwierigkeitskategorie (bei sechs existierenden). Oleg befährt ihn im Kajak. Am sichersten jedoch ist ein Floß und hier hatte sich schon eine Mannschaft versammelt. Auf die Frage: „Leute, bringen wir Agafja nach Kysyl?“ antwortete man mit freundschaftlichem Einverständnis. Agafja erschien mit zwei Umhängetaschen (Ikonen, Bücher, Wegzehrung, Geschirr) und einem Gefäß mit Quellwasser. Maximila und die Alten der Siedlung begleiteten sie. Schon auf dem Floß fragte sie mit einem Quentchen Hoffnung: „Vielleicht kommst du doch noch mit zu mir?“ „Nein, nein!“ Für Maximila antwortete der Chor der Frauen. „Das Mütterchen lassen wir nicht weg!“

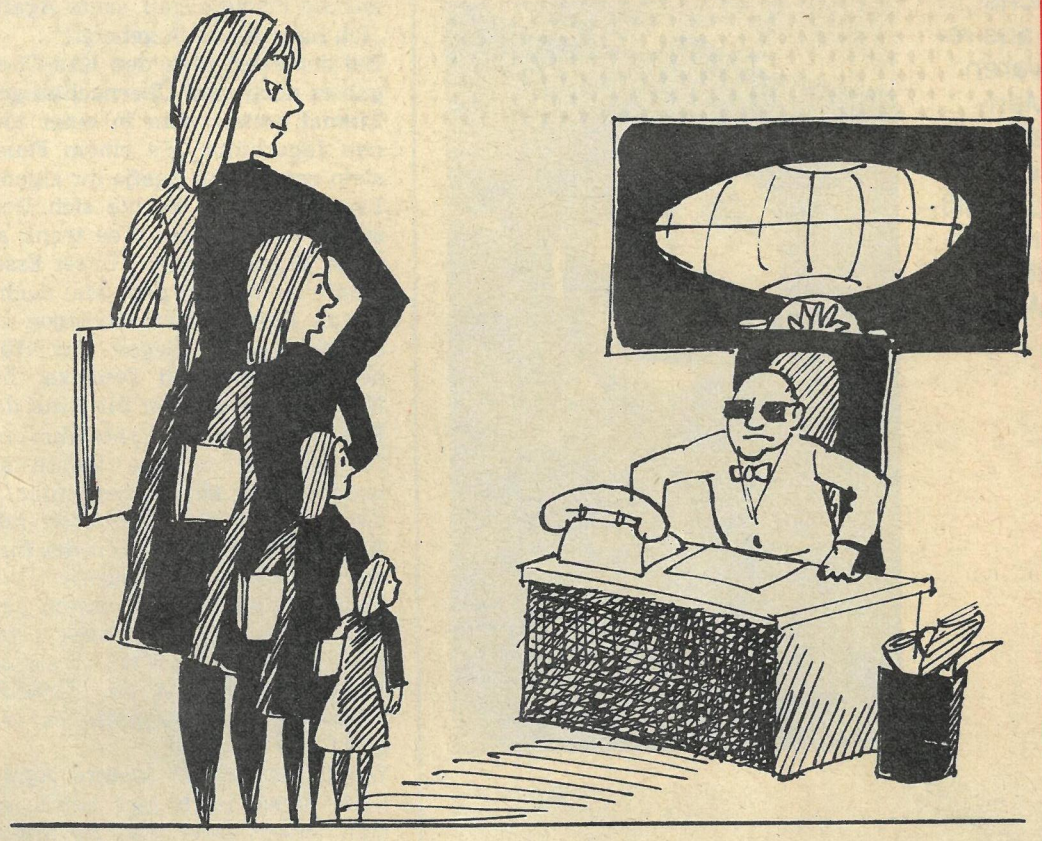
Der Fluß trug das Floß davon. „Ich fuhr mit dem Kajak bald nebenher, bald überholte ich es“, so Oleg. „Agafja ließ den Kopf nicht hängen. Ihr Anblick war bei weitem nicht sportlich. Ein sackartiges dunkles Kleid, ein Mäntelchen, ein zerknittertes schwarzes Tuch. Als ich ihr Lächeln bemerkte, winkte ich ihr zu. ‚Ich fahre nach Hause!‘ rief sie mir zu.“ An den gefährlichen Stromschnellen von Baibal wurde wie versprochen Halt gemacht. Agafja ging mit der Touristin Lena Schestak ans Ufer. Als man sich wieder auf die Plätze begab, sagte Agafja: „Ich habe für euch gebetet!“

Bei der Fahrt über den Kaa-Chem gab es auch zwei Übernachtungen. Einmal rastete man in einer kleinen Jägerhütte. Mit einem Feuerstein entzündete Agafja ihr eigenes Lagerfeuerchen, kochte sich Reissuppe. Anstelle von Tee trank sie einen Tannenaufguß. „Unser Essen lehnte sie ab. Ein paar Mal dachte sie an ihre bei den Geologen zurückgelassenen Ziegen und Hühner, an den Hund Drushka. Zur Nacht betete sie, den Blick auf den Fluß gerichtet. Man bot ihr eine Luftmatratze an, sie lehnte ab, legte sich ihr Mäntelchen unter…“ Zweihundertzehn Kilometer fuhr Agafja auf dem Fluß „mit der fünften Schwierigkeitskategorie“, verhielt sich, als ob sie in ihrem ganzen Leben nichts anderes getan hätte. Zum Abschied erhielt sie das Abzeichen „Tourist der UdSSR“ verliehen. Und sie hatte es verdient.

Die Stadt Abakan kannte Agafja noch nicht. Doch hier betrat sie zum ersten Mal ein Hochhaus. Prompt tauchten Probleme auf. Wie das Essen zubereiten? Das Gas erschien ihr als eine sündhafte Sache. Da sie sich jedoch nicht entschließen konnte, auf dem Hof ein Feuer zu machen, fügte sie sich. Auch mit dem Wasser gab es Probleme. Der Vorrat in ihrem Birkenrindengefäß war verbraucht. Sich aus dem Wasserhahn zu bedienen, lehnte sie ab – „das ist kein geweihtes“. Also mußte sie zum Fluß gebracht werden. Sie stöhnte und seufzte – „es fahren Boote mit Motoren“… Sie schlief zwei Nächte, ohne sich auszuziehen. Sie bat, das Radio zu „schließen“. „Man darf keine Ikone aufhängen, wenn in der Hütte ein Radio ist.“ Einen verblüffenden Effekt erzielte die Toilette. „Man zieht an der Schnur, und nichts ist da.“

Daß Agafja gut in ihrer Hütte angekommen ist, schrieb mir Jerofej, der Geologe. Und er teilte mir mit, daß ihr Geologen-Stützpunkt geschlossen wird, die Häuser schon abtransportiert sind. Das alles geschehe unter den Augen von Agafja und sie verstehe, was die Abreise der Männer bedeute: Sie wird völlig allein zurückbleiben. Beunruhigt von dieser Nachricht erschienen jetzt ein Abgesandter der Verwandtschaft aus Schorija und ihr „Ehemann“ (FW berichtete in Heft 13 über die mißlungene Ehe). Ersterer versuchte, Agafja zum wiederholten Male zu überreden, zu ihnen überzusiedeln. Er sagte auch, daß er nun das letzte Mal gekommen sei. Ex-Ehemann Tropin bot eine zweite Lösung an: „Wenn du willst, bleibe ich hier. Wenn du willst, siedeln wir dich näher bei den Menschen an.“ Sie hat beides abgelehnt: „Es gibt viele Vorräte. Ich werde leben, solange es Gott lieb ist.“

Fotos: S. Popow



Unser heutiges Thema heißt:

Wie verhalten Sie sich bei Angst?

Nachdem wir uns im Heft 23/89 in unserer ersten Folge damit beschäftigt haben, woran man Angst erkennt, wollen wir uns heute damit befassen, zu welchem Angsttyp Sie gehören: Das erkennen Sie daran, wie Sie sich meistens in Angstsituationen verhalten. Sind Sie ein Schreck-, Flucht- oder Kampftyp?
Welche Verhaltensweisen treffen für Sie besonders zu? Am einfachsten wäre, Sie würden sich folgende Fragen beantworten: Ziehen Sie sich zurück oder flüchten Sie gar vor bestimmten Situationen oder Menschen? Vermeiden Sie Situationen, in denen Sie Furcht hatten, nun auch künftig?
Isolieren Sie sich, igeln Sie sich ein? Versuchen Sie alles allein im stillen Kämmerchen zu durchdenken und zu zergrübeln? Oder greifen Sie an, in der Meinung, Angriff sei die beste Verteidigung? Oder resignieren Sie?
Nehmen Sie Schuld auf sich, machen Sie sich allein verantwortlich? Versuchen Sie zu bagatellisieren, es sei vielleicht alles nur halb so schlimm? Ignorieren Sie die unangenehme Situation: Da war doch nicht ich gemeint? Lenken Sie sich ab, beschäftigen Sie sich intensiv mit anderen Dingen?
Versuchen Sie mit Imponiergehabe sich selbst zu vergrößern? Solidarisieren Sie sich mit anderen? Reagieren Sie mit psychischen Störungen, beispielsweise mit Ein- und Durchschlafschwierigkeiten, oder mit körperlichen Symptomen wie Magendruck, Kopfschmerz, Herzdruck? Reden Sie schneller und mehr? Rauchen Sie verstärkt? Greifen Sie zur Tablette? Trinken Sie zur Entspannung Alkohol? Sind Sie bemüht, sich mit jemandem auszusprechen? Versuchen Sie, bewußt abzuschalten? Wollen Sie erst einmal Abstand gewinnen? Entspannen Sie sich gezielt, beispielsweise mit Musik, über die Atmung, Autogenes Training, Yoga oder beim Angeln? Gehen Sie spazieren, joggen Sie? Bemühen Sie sich, die Situation zu analysieren und die geeigneten Strategien zur Bewältigung einzusetzen?
Beim Beantworten der Fragen werden Sie sicher manche Ihrer eigenen Verhaltensweisen herausfinden können. Haben Sie Ihr Angstverhalten erst einmal erkannt, ist das der erste Schritt zur Bewältigung. Ich empfehle Ihnen dazu folgende Übungen:

1. Schreiben Sie bitte zunächst einmal für sich auf, welche der oben genannten Verhaltens- und Reaktionsweisen für Sie besonders zutreffen.

2. Beobachten Sie an sich selbst, wie und wann es Ihnen gelingt, Ihre Angst erfolgreich zu bekämpfen. Was hat Ihnen andererseits nicht geholfen?

3. Fragen Sie sich weiter: Welche Verhaltensweisen – eigene oder die von Mitmenschen – veranlaßten Sie zu aktivem, welche zu passivem Reagieren?

Im nächsten Heft:
Wie bekämpfe ich meine Hemmungen?

FREIE WELT **Ratgeber**

Wie überwinde ich meine Angst?

Hilfe zur Selbsthilfe

Von Medizinalrat Dr. Dieter Seefeldt, Chefarzt im Klinik-Sanatorium „Heinrich Heine" in Neu Fahrland

2

Preisfrage

Heft 25/89

Wer oder was ist Wychuchol?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. 1× 50 M sind zu gewinnen. Das Los entscheidet. Auflösung in Heft 2/90. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken. Sie bitte an Redaktion FREIE WELT, Postfach 9, Berlin, 1056. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 3. Januar 1990. Auflösung von Heft 21/89: „Grüne Patrouillen" wirken in Bulgarien für den Umweltschutz. Es gewann Hagen Suski, Treuenbrietzen. Auflösung von Heft 22/89: Abdul Rahim Hatif ist Vizepräsident in Afghanistan sowie Präsident der Nationalen Front. Gewinnerin ist Barbara Schaale, Magdeburg. Wir gratulieren!

Wer schreibt uns?

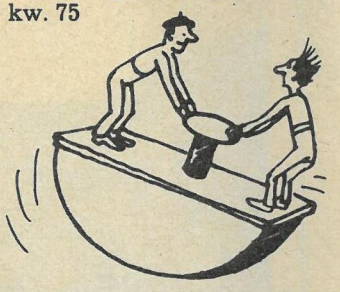
Tatjana Nikolaitschuk, 20 Jahre alt, Friseuse; Interessen: Kino, Rockmusik, sammelt Ansichtskarten, wünscht Briefwechsel in russisch oder deutsch. UdSSR, 257 002 Tscherkassy, ul. Urizkowo 213–63

Iwars Žubulis, 20 Jahre alt, Medizinstudent, Interesse für Geschichte, Politik, wünscht Briefwechsel in russischer, lettischer oder deutscher Sprache. UdSSR, Lettische SSR, 226 002 Riga, Märupes-Str. 17a–27

Marina Kudessowa, 17 Jahre alt, Interessen: Natur, Reisen, Sport, Tanz. UdSSR, 603 144 Gorki, ul. Karbyschewa d. 1, kw. 92

Wadim Sjomin, 16 Jahre alt, sammelt Briefmarken und Münzen. UdSSR, Kasachische SSR, 463 000 Aktjubinsk, ul. 101 Otdelnoj Strepkowoj Brigady d. 8, kw. 108

Sergej Borowkow, 18 Jahre alt, sammelt Ansichtskarten, Kalender; Interessen: Musik, Sport, Reisen, Geschichte, wünscht Briefwechsel in deutsch oder russisch. UdSSR, Moskowskaja oblast, 140 160 Shukowski, ul. Nishegorodskaja d. 33, kw. 75



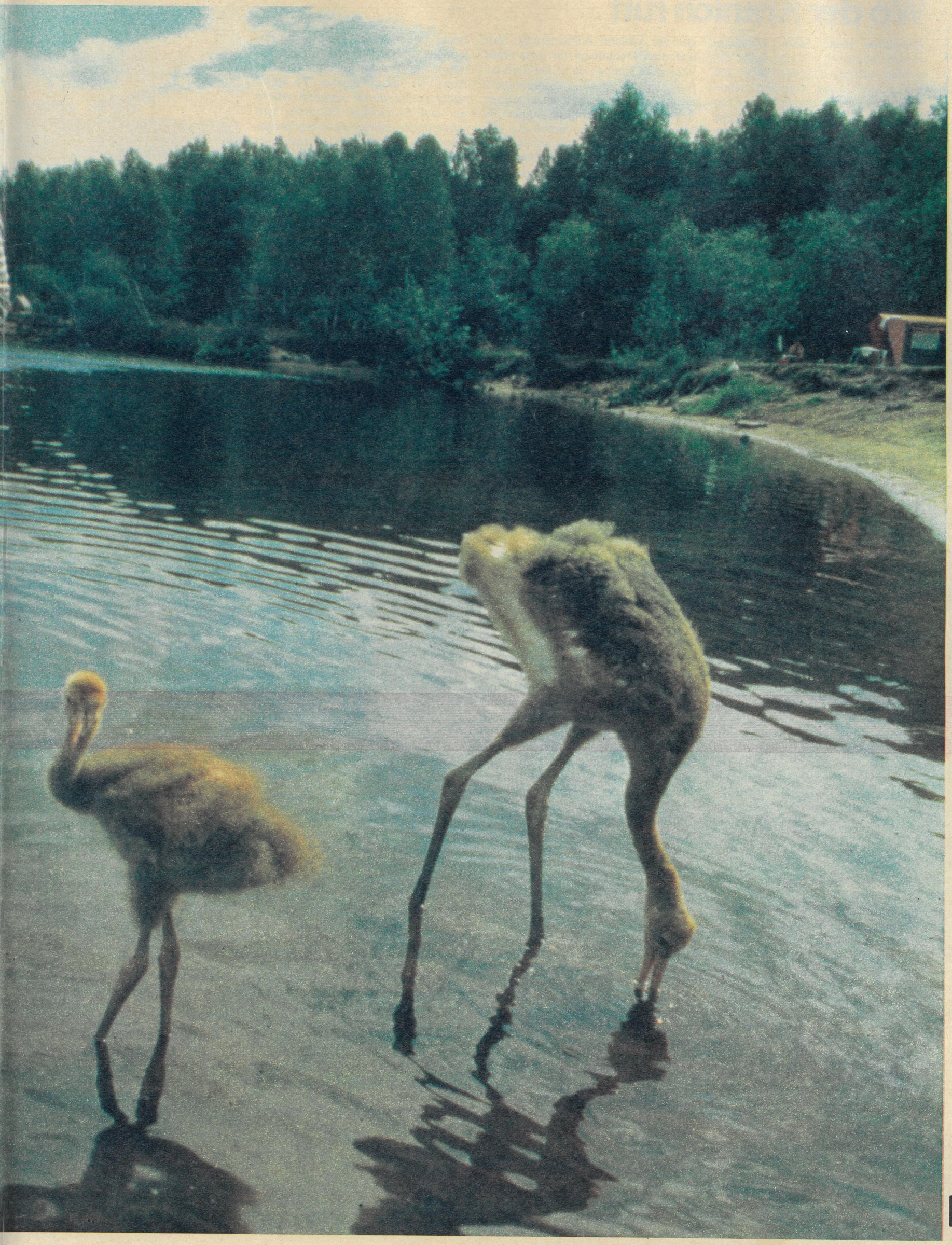
Keine Verzögerungen

Aufmerksam habe ich „Wiedergeburt an der Wolga?" (FW 22/89) gelesen. Schon während meiner Reisen in die Sowjetunion in den 70er Jahren studierte ich die Tageszeitung der sowjetischen Bevölkerung Kasachstans „Freundschaft". Allein das Erscheinen einer solchen Zeitung spricht doch dafür, daß die Bürger deutsch lesen und schreiben können. Wenn ich die Meinung des Malers Michael Heidt aus Zelinograd „... die sowjetischen Menschen haben seit 48 Jahren keine Schulen mit Unterricht in ihrer Muttersprache..." richtig deute, so meint er Schulen, wo alle Fächer in deutsch unterrichtet werden. Bei meinen Unterhaltungen mit sowjetdeutschen Bürgern lernte ich eine Reihe ihrer Nöte kennen. Auch Auswanderungsprobleme standen zur Debatte, nicht nur in die BRD, auch in die DDR. Ich kenne selbst Familien aus Duschanbe, die nach Bitterfeld und Wolfen gekommen sind. Ich glaube, daß die Sowjetdeutschen die Veränderungen der Perestroika begrüßen und fände es richtig, wenn es bei der Lösung ihrer Probleme keine großen Verzögerungen mehr gäbe.

Günter Siegert, Friedersdorf

Wisent-Hochsprung

Ein Nachtrag zum „Ur-Vieh" (FW 23/89) von Karol Krpala (unser Foto), dem Oberheger der Wisent-Hausrind-Experimentalstation Topolčiany, ČSSR:
Vor mehr als dreißig Jahren begannen wir bei uns im Revier mit den Versuchen, gemeinsamen Nachwuchs von Wisent und Hausrind zu gewinnen. Das erste Wisentpaar erhielten wir aus dem sowjetischen Naturschutzgebiet Beloweshskaja Puschtscha. Den Umgang mit diesen Tieren mußten wir erst erlernen, von der Dosierung der Schrotkost bis zum Bau übersprungsicherer Zäune. Eines Tages – ein Mann war gerade dabei, in meinem Arbeitszimmer eine Holzrechnung zu bezahlen – erschien vor dem Fenster das mächtige Haupt Putifars, des aus Polen gelieferten Wisentstiers. Er hatte das Gatter glatt übersprungen!



Wo der Kranich ruft

Schwärme nicht, Hans Wilhelmowitsch! sagte ich mir. Du sollst berichten, sachlich darstellen. Aber das fällt schwer… Am Wegrand neben dem Fluß sitzen drei Mädchen im Gras; eines hat ein langbeiniges Küken auf dem Schoß, das zweite steckt Beeren vom Strauch in einen genäschigen Schnabel, das dritte lockt die größeren Küken, die nach eigenem Kopf davonspazieren wollen, mit dem sanften Laut der Kranichmutter, einem aus tiefer Kehle erzeugten Mittelding zwischen „Brrr" und „Grrr". Vielmals habe ich versucht, in dieser Tonart mitzulocken, erntete aber nur Gelächter bei den Mädchen, Schülerinnen oberer Klassen, die im Naturschutzgebiet „volontieren", dazu gänzliche Nichtachtung von seiten der keck-selbstbewußten Federbälle.

Zwei der Jungvögel sind wertvolle Exemplare seltener Arten, des Mandschuren- und des Kanadischen Sandhügelkranichs, doch die beiden anderen… Ich habe das Gefühl, ich müsse wie der Kranichvater tanzen auf einem Bein, wilde Luftsprünge vollführen: Die gelben Plüschhühnchen stammen vom legendären, wunderseltenen Schneekranich – die ersten auf dem eurasischen Kontinent, die jemals unter menschlicher Obhut heranwuchsen. Zwischen dem Golf von Biskaya und Wladiwostok die einzigen. In diesem Weiler, der auf die Bezeichnung Dorf kaum Anspruch erhebt. Vor unserer Kamera! – Und das soll nicht zum Närrischwerden sein?

Natürlich drängte es uns, den Eltern unsere Aufwartung zu machen, dem einzigen Paar Eurasiens (man verzeihe die Wiederholung), das in Menschenhand erfolgreich züchtete. Prachtvoll – das einzige Wort, was diese strahlend weißen Vögel kennzeichnet. Vorsichtig näherten wir uns dem Gehege, und dann hieß es warten, bis Neugier das Paar auf Schnappschußnähe heranbrachte. Eine Geduldsprobe. Nicht zu beschreiben die unendlich vorsichtige Art, in der Kraniche ihre Streichholzbeine setzen. Mit der Fähigkeit, wie Tänzer vom Bolschoi auf jeder Stufe der Bewegung reglos zu verharren, minutenlang, wenn der Schreitkünstler will.

Schließlich waren die Stars aus der Deckung der Sträucher heraus. Es begann das Warten auf die charakteristische Schreipose mit dem steil emporgereckten Schnabel. Von uns diskret angeregt, schrie nebenan der Chor der zierlichen Jungfernkraniche; der Mönchskranich fiel ein, ihm folgten die Weißnacken- und die Mandschurenkraniche. Nur das Paar vor Detlefs Objektiv blieb stumm. Er benötigte weitere Besuche und fütterte ganze Heerscharen stechlustiger Mücken, bis endlich das Motiv der singenden Schnee-(oder auch Nonnen-)kraniche im Kasten war.

Dr. Markin, den Leiter der Station für Aufzucht und Erforschung seltener Vögel, trafen wir, als er eben dabei war, sich bei einem mißgelaunten Kranichhahn in Respekt zu setzen. Mit wütendem Angriff beantwortete der die höfliche Aufforderung, sich aus dem Freigehege für eine Weile hinter das Türchen der Unterkunft zurückzuziehen. Hoch emporspringend zielte er mit dem lanzenartigen Schnabel auf Gesicht und Augen des Meisters. Juri Markin lachte nur. Ein entschlossener Griff – schon hatte er den Kampfhahn an beiden Flügelwurzeln gepackt und hinter Schloß und Riegel befördert. „Das reicht für die nächsten Wochen. Er merkt genau, daß ich ihm über bin. Was ihn nicht hindert, sich gegenüber meiner Frau gleich anschließend eine Menge Flegeleien herauszunehmen."

Anders die Schneekranichkinder „Agydel" und „Weißchen". Die lassen sich von Frau Tanja, der verantwortlichen Pflegerin, nach appetitförderndem Spaziergang gewissermaßen am Halsband mütterlicher Liebe in ihr Behältnis geleiten – als wüßten sie, daß dort eine delikate Belohnung wartet, in Gestalt zarter Mäuschen, und zwar naturfarbener, weit mehr geschätzt als die schlohweißen aus der Zucht. Ansonsten besteht die Nahrung aus einer exakt bemessenen Mischkost – Kakerlaken und Körner, Frösche und Früchte, als Nachtisch: Quark mit Vitaminen. Sportangler unter den Hegern lassen es sich nicht nehmen, die Küken regelmäßig mit frischem Kleinfisch zu versorgen.

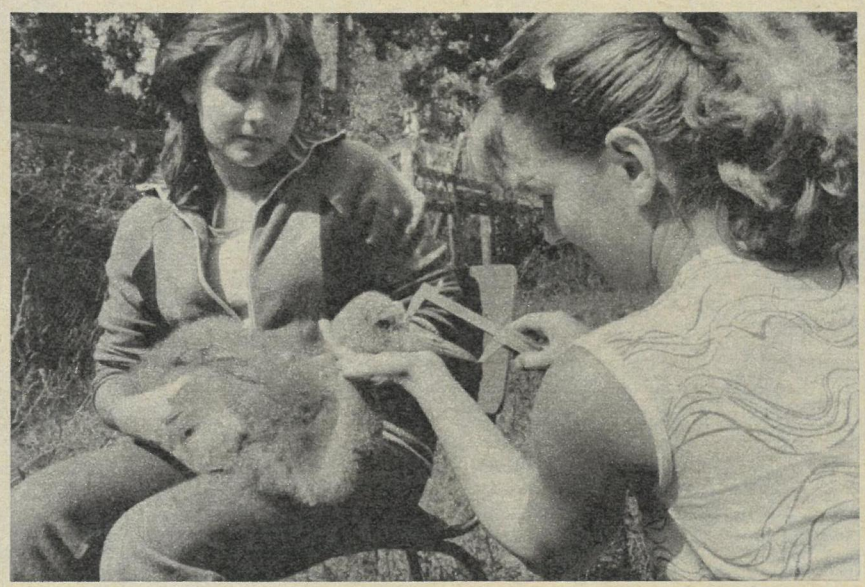
Hilfreicher Sumpf

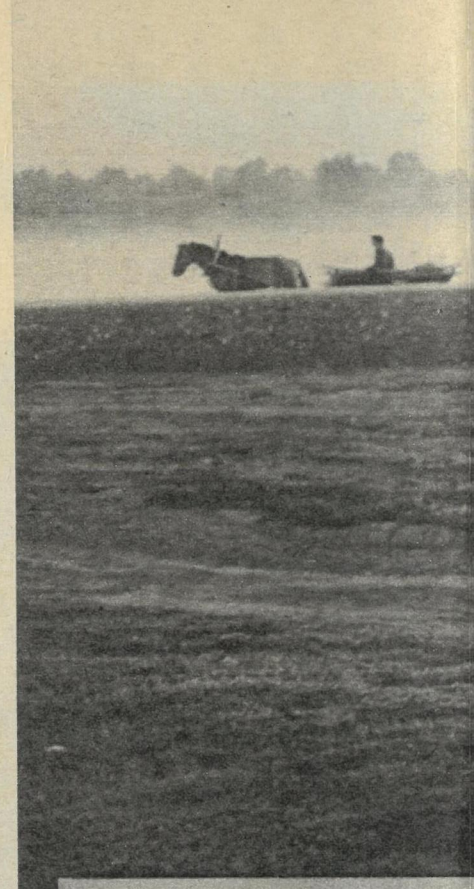
Es heißt, daß man von den südlichsten Häusertürmen Moskaus bei klarer Sicht einen Zipfel des grünen Tieflandes der Meschtschora erblicken könnte. Dieses Areal unzähliger Wasserläufe und – zumeist namenloser – Seen mit unergründlichen Sümpfen und einer Wildnis aus Auengehölzen, gestreift von der Moskwa, in riesigem Bogen umflossen von der lieblichen Oka, ist nicht mehr als ein kläglicher Rest des endlosen Niederungswaldes, der sich noch vor einigen hundert Jahren bis zum Dnepr und zur mittleren Wolga erstreckte. Von diesem Rest ein Fleckchen, das ist der „Okski Sapowednik", Biosphärenschutzgebiet an der Oka, mit seinen 230 Quadratkilometern genau ein Zehntel der heutigen Meschtschora (in der halben Größe der Schweiz).

„Die ungekränkte Landschaft, sie ist unser größer Schatz", so Direktor Priklonski. Gesund Wasser, Luft und Boden, ohne Schadensbefunde das Gewebe von Tier und Pflanze. Die Abgeschiedenheit dieser Gegend macht es, daß Swjatoslaw Priklonski den kommenden Jahren unbesorgt entgegensehen kann. „Außer ein paar Dörfchen sind nur zwei Kleinstädte in unserer Reichweite, und auf die passen wir auf… Mit der Oka, die weniger rein ist, als sie sein dürfte, gibt es keinen unmittelbaren Kontakt… Immer mal probieren kluge Melioratoren, uns ein bißchen das Wasser abzugraben. Vergebens. Das Wasser kommt immer wieder, gespeist vom Schnee, der oft reichlicher fällt, als den Menschen lieb ist." – Ein Urteil, sehr verschieden von der Einschätzung seines rund vierhundert Kilometer entfernten Kollegen. Der, Direktor des berühmten Biber-Reservats Woronesh, in der relativen Nachbarschaft von Einwohner-Ballungszentren, Industrie, Großtagebau und intensiver Landwirtschaft, hatte uns zuvor erklärt, es seien nicht nur einzelne Beobachtungen der Biologen und Forstleute, sondern inzwischen auch exakte Meßwerte, die eindeutig besagen, daß die Umweltverschmutzung dem Gebiet immer näher rückt.

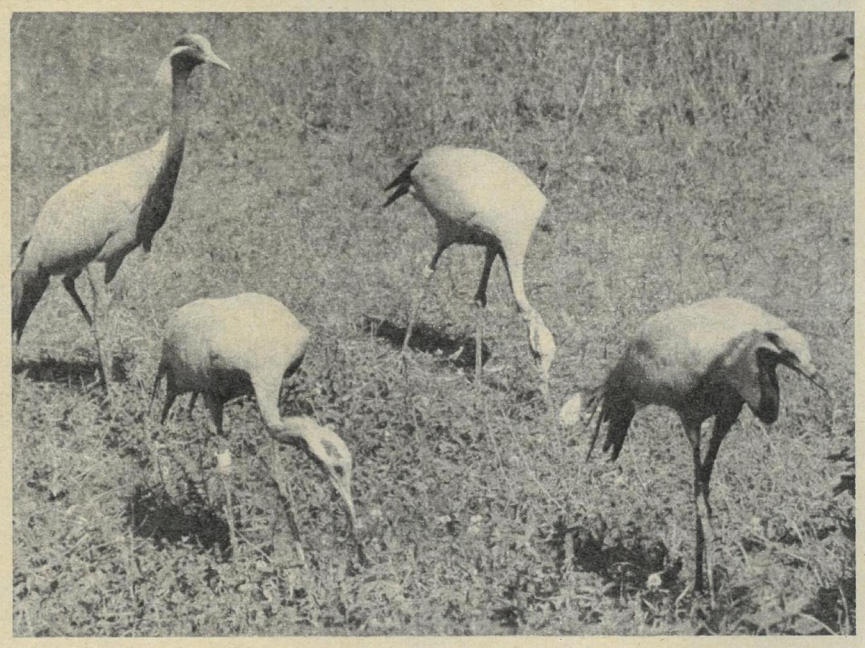
Was den Oka-Park betrifft: Dieses Refugium wurde 1935 zur Erhaltung des Wychuchol gegründet… Fortgeschrittene FW-Leser wissen selbstverständlich, daß der „Wassermaulwurf", auch Desman oder Bisamrüßler, ein Überbleibsel vergangener Erdzeitalter darstellt. Nur noch auf Restgebiete an Gewässern Osteuropas beschränkt, stand er vor der völligen Ausrottung. Durch gezielte Schutzmaßnahmen und erfolgreiche Wiederansiedlung an verschiedenen Flüssen der Sowjetunion wurde die Gefahr gebannt. Der Bestand des Oka-Reservats hat sich bei knapp tausend Köpfen stabilisiert.

Das Fehlen einer Nachtsichtkamera hinderte uns, dem scheuen Dämmerungsjäger nachzuspüren. Immerhin,





Links – Zeigt her euren Schnabel! Jeder Wachstumsfortschritt wird exakt vermessen. Unten – Familienglück bei Jungfernkranichen, den südlichen Verwandten des Graukranichs. Rechts – Kuh hinterm Haus… Maßvolle Nutzung der Landschaft um das Naturschutzgebiet verhilft zu ökologischem Gleichgewicht.



Im Urteil von Tiervater Brehm:

„Die Kraniche als die edelsten Mitglieder der Unterordnung der Sumpfhühner sind Weltbürger… Jeder Erdteil beherbergt besondere Arten, Asien die meisten. Ausgedehnte Sümpfe und Moräste bilden ihre Wohnsitze… Sie gehen mit abgemessenen Schritten, jedoch zierlich einher, gefallen sich in anmutigen tanzartigen Sprüngen, bewahren stets eine gewisse Würde, waten ziemlich tief ins Wasser, sind auch imstande zu schwimmen, fliegen leicht, schön, oft schwebend, große Kreise beschreibend, mit gerade ausgestrecktem Halse und Beinen, meist in hoher Luft dahin, haben eine laute, durchdringende Stimme, sind heiter, necklustig, kampfesmutig und selbst mordsüchtig; sie zeigen sich gegen ihresgleichen äußerst gesellig und nehmen auch gern Familienverwandte unter sich auf… Auf ihrem Zuge, der sie bis in die Wendekreisländer bringt, reisen sie fast ununterbrochen, bei Nacht ebensowohl wie bei Tage, legen deshalb auch ihre Wanderungen in überraschend kurzer Zeit zurück… Die Jungen legen nach der ersten Mauser ein den Alten ähnliches Kleid an, erhalten jedoch die Schmuckfedern in ihrer Vollendung erst später."

von einem Erntefeld in der „Pufferzone" des Naturschutzgebietes, wo sich Mähdrescher tummelten, stieg ich hinab zu einem Wassergraben und entdeckte ein halbes Dutzend Löcher im Lehmhang. So hatten wir wenigstens die Wohnung des sagenhaften Pelztiers erblickt. Indes – es könnte auch ein Quartier der Ondatra, der Bisamratte, gewesen sein.

Zwangsläufig leidet unter unserer Vorliebe für die großen Vögel die Darstellung anderer, nicht weniger bemerkenswerter Bewohner des Reservats – wie der Wisente, die hier in einer dem ausgerotteten Bergwisent ähnlichen Form gezüchtet werden. Ihnen, das heißt, dem Erwachsenentrupp, verhalf FREIE WELT zu einem zweiten Frühstück, als wir per Traktor in das weitläufige Gatter fuhren, wo uns zuliebe eine üppig belaubte Linde gefällt wurde. Schon auf das Surren der Motorsäge hin kamen sie angetrollt: sieben, acht Köpfe stark, mit dem mächtigen Hauptstier an der Spitze. Der war es auch, der sich vor allen übrigen vom frischen Laub bediente. Und Freund Detlef, der eben noch gemurrt hatte, er wäre Bildreporter, aber kein Selbstmörder, marschierte – den Blick ins Objektiv gerichtet – Schritt um Schritt auf den friedlich rupfenden Onkel der Milchkuh los, bis Jewgenia Georgiewna, die Revierhegerin, mahnte, doch etwas Abstand zu halten, damit der Bulle nicht annähme, der Eindringling wolle ihm den muskelbepackten „Schulterkragen" kraulen…

Barometer der Gefiederten

Im Herbst, vor dem Vogelzug, wird der Gelehrte J. Markin ganz und gar zum Waldläufer. Auf schwankendem Bruchboden spürt er wilden Kranichen nach, um ausgesuchte Stücke verschiedener Altersstufen listig zu beködern… Kaum haben die Arglosen den lockenden Bissen verschluckt, fühlen sie sich unwiderstehlich müde (ein Verfahren, das nur bei „gewöhnlichen" Arten, wie dem Graukranich, nicht aber für bedrohte Formen zugelassen ist). Wenn die Vögel erwachen, sind sie neu eingekleidet… Dr. Markin hat ihnen einen farbigen Tuchstreifen in die Schwingen geknüpft, einen numerierten Plastering umgelegt. Mit Feldstecher sind die Zahlen noch auf 400 Meter lesbar; wie sie ist auch die Farbe des Tuchs der Oka-Station zugeordnet. So kommt über die Weltzentrale der „Crane Foundation" etwa die Nachricht: „Kr. Nr.… am… gesichtet bei türkischem See… Geschätzte Kopfzahl des Trupps… Stück."

Studien zum Zugverhalten von Grus grus, dem Graukranich, bilden die Grundlage der Dissertation B, die Juri Markin, künftiger „Doktor der Wissenschaften" (Dr. sc.), an der Moskauer Universität vorlegt. Es geht um solche Fragen: In einem Jahr treffen die Kraniche zeitig in ihrem Sommerquartier ein, das nächste Mal deutlich später; einmal fliegen sie schon früh im Herbst nach Süden, ein andermal lassen sie sich Zeit. Warum?

Markin ist glücklicher Erbe von Aufzeichnungen über die exakten Reisedaten, die in der Gegend seit mehr als fünfzig Jahren geführt werden. Daraus ist zu erkennen, daß sich die Termine des Kranichzugs im Zyklus von zwei- bis dreiundzwanzig Jahren wiederholen, und Dr. Markin sieht einen Zusammenhang mit den Zyklen der ansteigenden und abklingenden Sonnenaktivität. Wie aber informieren sich die Kraniche vom Geschehen auf der Sonne? Antwort: Über das Wetter am Ort.

Der Bauer weiß: Wenn die Kraniche im Frühjahr eintreffen, kann er getrost säen. Die Nachtfröste sind vorbei. Umgekehrt im Herbst: Am Tag nach dem Abflug ist der Frost da… In seiner Arbeit sucht Juri Markin nachzuweisen, daß die Vögel einen hohen Grad von „Wetterfühligkeit" entwickelt haben. Mit den Hochdruckfronten, die dem Norden der Erdkugel das Sommerhalbjahr bringen, lassen sie sich vom Süden her in ihre Brutreviere befördern; ebenso wirken die Herbstzyklone, vor dem Einbruch winterlicher Kaltluft sind die Kraniche eben gestartet… Nun ist der junge Wissenschaftler gespannt auf den Meinungsstreit nach der Veröffentlichung seiner Thesen. Mir schien, als wäre ihm bei dem Gedanken sogar ein bißchen bänglich.

Dr. Wolfgang Grummt, stellvertretender Direktor des Berliner Tierparks, praktizierender Kranich-Experte, ist ein sachlicher Mensch, sein Besuch der Oka-Station liegt schon eine

Wo der Kranich ruft

Weile zurück. Doch auch in seine Augen kommt ein Glänzen, als wir unsere Eindrücke tauschen. Großes Lob zollt er der tierpraktischen Arbeit, die dort geleistet wird. Die Aufzucht der Schneekraniche sei ein Erfolg, der auf den Erfahrungen vieler Jahre beruhe; kaum jemand könne sich vorstellen, wie schwierig es ist, im Brutapparat das Regime der Temperatur und der anderen Verhältnisse nachzugestalten, mit dem speziell eine Schneekranichhenne ihren unter der Schale keimenden Nachwuchs umgibt.

Instinkte umprogrammiert

Elf Schneekraniche an einem Ort, das ist eine Kostbarkeit, für die sich geldlicher Gegenwert nicht nennen läßt. Auf Dr. Grummts Schreibtisch das „Rotbuch der RSFSR", das jüngst erschienene Sammelwerk geschützter Pflanzen und Tiere. Die Aussage, die darin über das Befinden des Schneekranichs getroffen wird, ist geradezu niederschmetternd. Von den beiden bekannten Brutpopulationen die westsibirische im Hinterland der Jamal-Halbinsel vor dem Erlöschen, die Kopfzahl der nordjakutischen Gruppe katastrophal zurückgegangen – alles in allem keine hundert Brutpaare mehr. Wegen der Ursachen braucht man nicht zu rätseln: Unzählige Schießprügel lauern den Vögeln auf an den Trassen zwischen Sommerrevier und Überwinterungsgebieten in Ländern Ost- und Südostasiens. Das ist ihr Verderben.

Doch – „Biologen sind Optimisten", sagt Wolfgang Grummt („Keine einzige Art wird aufgegeben", Juri Markin). Wenn es gelingt, in der Hand des Menschen einen hinreichenden Bestand an Schneekranichen aufzubauen, könnte man darangehen, diese Tiere auf kürzere (weniger gefährdete) Wanderrouten zu „programmieren". So wäre es denkbar, daß Eier des Schneekranichs Graukranichen untergeschoben werden, damit die Heranwachsenden sich wie ihre Vettern an eine Überwinterung südlich des Kaspisees – anstatt in Indien – gewöhnen. Auch könnten „wild erzogene" Jungvögel einem an günstiger Stelle überwinternden Fremdschwarm beigefügt werden. Versuche zum Beispiel mit amerikanischen Arten ermutigen solche Ideen.

„Manchmal haben Optimisten Glück", behauptet Dr. Grummt und lächelt... Zur maßlosen Überraschung der Fachleute in aller Welt wurden am Poyang, einem entlegenen Gewässer Chinas, nicht weniger als 1800 (eintausendachthundert!) Schneekraniche entdeckt. Mit Gewißheit handelt es sich um den Überwinterungsplatz. Wo aber brütet diese Menge? Niemand wagt bisher auch nur eine Vermutung... Wie sagte doch Juri Markin: „Auf der Spur von Kranichen – das ist wie ein Detektivspiel."

Den Kollegen der sowjetischen Presseagentur „Nowosti" (APN) danken wir für freundschaftliche Unterstützung

Rechts – Elternpaar Grus leucogeranus: Herr und Frau Schneekranich verraten ihr Geschlecht durch unterschiedliches Rufverhalten. Der Hahn fächert die lackschwarzen Handschwingen aus, die Henne ruft stets mit angelegten Flügeln. Links – Dr. Markin, Wissenschaftler, bedarfsweise Vogeldompteur.

Wo der Kranich ruft

Lieblingswald der Zugvögel. Im natürlichen Kreislauf des Werdens und Vergehens verlandet der Moorsee. Absterbende Bäume bieten den Gelegen der Kraniche Deckung, stehen dabei licht genug daß keinem Feind unbemerktes Anschleichen glückt. Vor Jahren noch waren hier die Graukraniche des Nordens häufig, jetzt aber sind nur wenige Paare zu registrieren. Der Trompetenlaut, der weithin über die Ebene schallt, stammt von Fremdlingen (wie dem Mandschurenkranich – rechts), die im Gehege ihren Nachwuchs aufziehen.

Korrektur von Emotionen

Ein bewährtes Gespann: Danuta Lyskiewicz (r.) aus Polen und Christina Wolff im Frankfurter Halbleiterwerk

„Na, bitte! Die Polen dürfen nicht mehr einkaufen, schon sind die Regale wieder voll!“ So plauzte es Klaus T. von der Betriebswache des Frankfurter Halbleiterwerkes – eine Information aus dem Kofferradio im Ohr – spontan heraus. Just im Moment, als wir unseren Presseausweis vorlegten, um im Betrieb zu fragen, warum polnische Werktätige, die dort seit Jahr und Tag arbeiten, mit den eingeleiteten Zoll- und Handelsmaßnahmen der DDR in den Geschäften der Stadt wie Spekulanten behandelt werden. Selbst dann, wenn sie ihren Betriebsausweis vorzeigen. Oder noch schlimmer: Bemerkungen wie „Polen – sollen arbeiten!“ bzw. „Polen – die Schweine!“ von Bürgern aus der Reihe hinnehmen müssen. Bestätigt von Danuta Lyskiewicz, seit 18 Jahren im Betrieb, derzeit Facharbeiter im Montagewerk. Hand in Hand arbeitet sie hier mit Christina Wolff, einer jungen Kollegin, in drei Schichten. Ihre Aufgabe: Chips, Herzstücke elektronischer Bauelemente, auf Trägerstreifen plastverschließen. Die November-Vorgabe für das Kollektiv: 500 000 Bauelemente. Für Danuta und Christina je Schicht 120 Abspritzungen, wenn das Geld stimmen soll. Verbittert und verängstigt berichtet Kollegin Lyskiewicz von ihren Einkäufen und lehnt es ab, mit uns gemeinsam ein Geschäft aufzusuchen. „Nein, ich lasse mich nicht beschimpfen!“

Bestätigt von Barbara Jankowska, 19 Jahre im Betrieb, in der Drahtmontage. Gemeinsam mit Stefania Wieczorek, ebenfalls eine polnische Kollegin, verantwortlich für die Sichtkontrolle. Der Endpunkt eines Prozesses, wo mittels Golddraht, im Durchmesser unter 25 my, die Verbindung zwischen Chips und Trägerstreifen hergestellt wird. Betroffen berichtet Barbara Jankowska: Sie habe es zu spüren bekommen in der „Gockelhalle“, nahe der Grenze, wo man sie seit Jahren kennt, als sie Bananen kaufte. Und in der „Bonboniere“ in der Magistrale der Stadt. DDR-Bürger kauften bis zu zehn Tüten der beliebten Gummibärchen. Mit dem Hinweis „Für Polen nicht mehr!“ bekam sie lediglich zwei. Sie verdiene aber wie die deutschen Kolleginnen auch monatlich bis zu 900 Mark auf die Hand. „Was soll ich mit dem Geld machen? Wir leisten eine ehrliche und fleißige Arbeit“, betont sie. Das Plansoll der Abteilung monatlich über zehn Millionen Bauelemente. Im November schaffte jeder der 250 Kollegen, darunter 51 polnische, 42 400 Elemente.
Bestätigt von Astrid Böcker, Leiterin des Dolmetscherbüros im Halbleiterwerk. Sie war dieser Tage mit Polen unterwegs, die Gäste des Kulturbundes waren. „Ich konnte es nicht fassen, alle Empörung half nichts! Mit dem Argument ‚An polnische Bürger nicht!‘ wurden vier Kerzen, eine Flasche Bier und eine

Oder: Vom Wert der Arbeit polnischer Werktätiger in der DDR

Schachtel Zigaretten aus dem Einkaufskorb herausgenommen." Sie habe sich geschämt. Es habe in ihr Erinnerungen an ein „Deutsches Wesen" geweckt, an dem schon einmal die Welt genesen sollte!
Bestätigt von Siegmund Kargert, Bereichsleiter Montage im Betrieb und somit Chef von 204 polnischen Kolleginnen. Stimmen, wo zwischen Spekulanten und Polen ein Gleichheitszeichen gesetzt wird, die kenne er auch, allerdings nicht in seinem Bereich. Wo sie auftauchen, müsse man unbedingt Zivilcourage zeigen. Ohne polnische Werktätige im Lande würde vielerorts nichts laufen. „Ich zum Beispiel wäre sofort ‚erschlagen', wenn ich sie nicht mehr in der Produktion hätte. 130 Millionen bipolare Schaltkreise wird das 900 Köpfe zählende Kollektiv in diesem Jahr montieren. Ein Fünftel der Leistung geht auf das Konto der polnischen Werktätigen. Die Mehrzahl von ihnen arbeitet seit 15 Jahren und mehr im Kollektiv, alle sind Facharbeiter, zwei sogar Meister. Einige gewählt als Vertrauensleute!"
Bestätigt von Marian Kunik, Bevollmächtigter der 860 im Oderbezirk beschäftigten polnischen Bürger aus der Wojewodschaft Gorzow. Es gehe auf gar keinen Fall, daß Frauen, die schon über 20 Jahre in der DDR arbeiten, weinend zu ihm kommen – ob der Behandlung in Geschäften und der dort geäußerten Kommentare. „Ich erspare mir Einzelheiten. Aber, auch wir haben unseren Stolz! Unsere Würde!"
Ob die Leute in der DDR nicht wüßten, was sie den polnischen Werktätigen zu verdanken haben!? Er nennt Fakten: Allein im Halbleiterwerk sind von 560 Polen 525 in der Produktion beschäftigt. Im Drei-Schicht-Rhythmus, dem sich nicht wenige DDR-Bürger entziehen. Oft arbeiten sie auch dort, wo andere nicht hinwollen: In der Abwäsche der Küchen, als Reinemachefrauen. Mit geringem Verdienst. 65 Polen leisten Schwerstarbeit im Schlachthof der Stadt. Wären sie nicht, dann gäbe es in Frankfurt (Oder) weder Wurst noch Fleisch in den Geschäften. In der Zuckerfabrik in Letschin sind es gleichfalls 65 polnische Werktätige. Sie schleppen 70-Kilogramm-Säcke. Arbeit, die kaum ein DDR-Bürger macht und kein Vietnamese schafft. 60 Polen sind es im Gummiwerk „Oderna", 20 im Fürstenwalder Sägewerk. Und, und, und ... 32 000 im gesamten Land!
Mit den Fakten wolle er nicht die Spekulanten und Schieber reinwaschen. Durch sie habe das polnische Volk im Lande selbst genug zu leiden. Man könne aber nicht alle Polen über einen Kamm scheren. Sein Appell: „Die über Jahre gewachsene Freundschaft darf nicht kaputtgehen!"
Auch nicht in schwierigen Zeiten. In Zeiten des Mangels, die von nicht wenigen gewissenlos ausgenutzt werden. Zu Recht erinnert er an die von Regierungschef Modrow im Wissen um die Geschehnisse an der Grenze West erhobene Forderung: Die DDR darf kein Volk von Spekulanten werden!
Deshalb auch unsererseits ein Votum gegen Emotionen. Artikuliert sich da etwas vor dem Hintergrund unseliger deutscher Vergangenheit? Wenn, reihen wir uns sofort ein in die Stimmen, die warnend sagen: Wehret den Anfängen!

Hans Häber (Text)
Uwe Völkner (Fotos)

Lokaltermin im Frankfurter Kaufhaus „konsument": Vom DDR-Zoll bei Transit-„Touristen" gefundene Ware kommt in den Handel zurück

Im nächsten Heft:

Das verbotene Tal
Blutige Auseinandersetzungen zwischen Usbeken und Mescheten erschütterten im Frühsommer das Fergana-Tal. Noch im Dezember blieb das Tal verschlossen: Die Hinrichtung von Rädelsführern hatte die Leidenschaften aufs gefährlichste entfacht. Ins Gebiet Choresm umdirigiert, beobachteten unsere Reporter dort sozialen Zündstoff, aber auch ideenreiche Experimente, um Probleme zu entschärfen.

Tourismus '90
FREIE WELT läutet das neue Jahr mit einem OST-WEST-REISE-PREIS-RÄTSEL ein. Also, den richtigen Zeitpunkt am Zeitungskiosk nicht verpassen!

Warum lenkt Gorbatschow nicht ein?
Eine aktuelle Analyse der Politik des sowjetischen Partei- und Staatsführers.

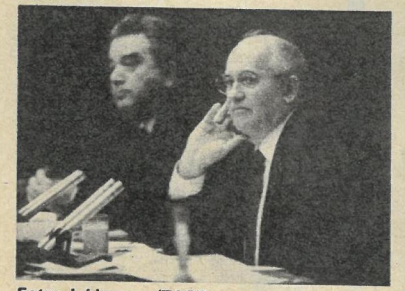


Foto: J. Lizunow/TASS

„Weiter... weiter... weiter!"
Michail Schatrows Stück, seine Version von den Ereignissen, die sich in Petersburg am 24. Oktober 1917 und später abspielten, hatte es zu Beginn der Perestroika in der Sowjetunion schwer, auf die Bühnen des Landes zu kommen. In der DDR war das Drama mit Veröffentlichungsverbot belegt. FREIE WELT bringt erstmals einen Auszug auch in Vorbereitung der Lesung, die von fünf Berliner Theatern am 7. Januar 1990 in der Volksbühne veranstaltet wird.

Streit um Flatterer
Behindert der – gesetzlich gebotene – Schutz von Fledermäusen den Wohnungsbau in Frankfurt/Oder?

Redaktionsschluß für dieses Heft: 11. Dez. 1989

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

Als man Anfang der siebziger Jahre in Stadt und Land Ortsgeschichte eingehender erforschte und Traditionen belebte, verstärkte sich der Wunsch nach eigenständigen kommunalen Wappen und Flaggen. Die historischen Zeichen wurden überarbeitet, manche modernisiert, zum Teil eigenwillig stilisiert, andere neu gestaltet. Doch weiterhin überwog das architektonische Motiv: Stadtmauern, Burgen, Türme. Das bekannte Bergmannszeichen – Schlägel und Eisen, gekreuzt – fand auch in Ungarn seine heraldische Widerspiegelung. Der rote Stern in mehreren der 1975 angenommenen Wappen erinnert einerseits an den opferreichen Kampf, den sowjetische Soldaten im zweiten Weltkrieg zur Befreiung Ungarns vom Faschismus führten, andererseits symbolisierten die betreffenden Orte damals so ihre Städtepolitik. Bei den nunmehr vor knapp zwei Jahrzehnten eingeleiteten Neugestaltungen fällt dem Heraldiker auf, daß die Sonne – beispielsweise in den Stadtwappen von Eger und Hódmezövásárhely – nicht mehr wie früher *gesichtig* ist, mittelalterlich kindlich-naiv, sondern schlicht als Himmelskörper strahlt. Wie jüngste Meldungen aus Budapest besagen, scheint das Licht der roten Sterne jedoch zu verlöschen.

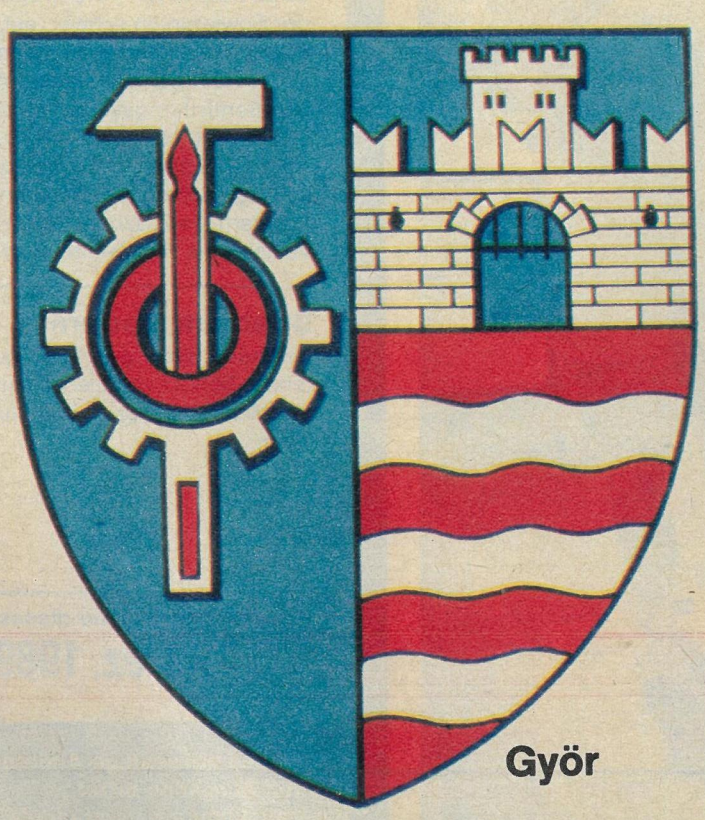
Heinz Machatscheck

FREIE WELT **Nr. 6**

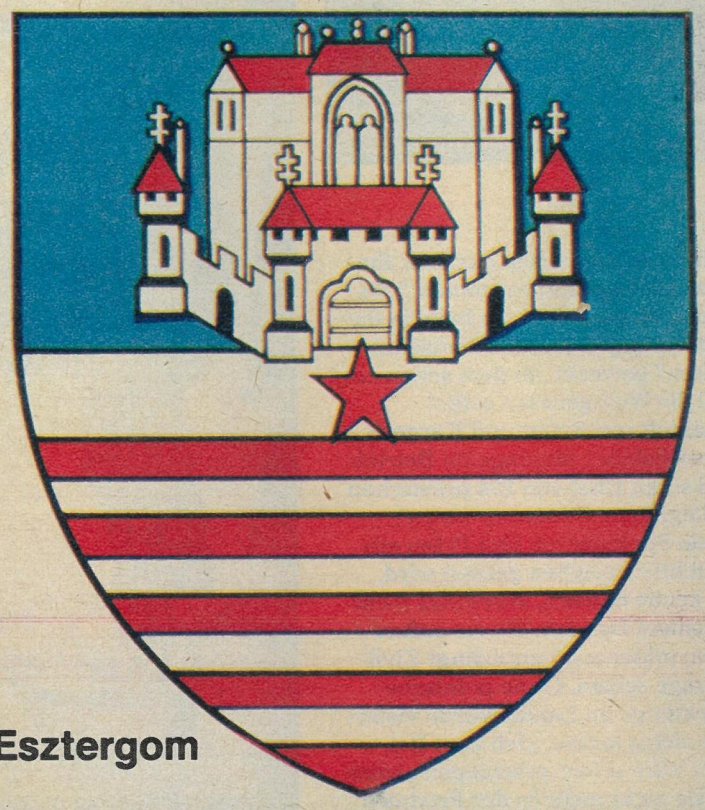
Stadtwappen aus sozialistischen Ländern: Republik Ungarn

Sonnen und Sterne

Hódmezövásárhely



Györ



Esztergom

PREISFRAGE

Unter den abgebildeten Wappen ungarischer Städte ist eine die Partnerstadt von Erfurt; welche? a) Esztergom b) Györ c) Hódmezövásárhely
Antworten bitte auf Postkarte bis 27. Dezember (Poststempel) an FREIE WELT, Postfach 10, Berlin, 1056.

So war es richtig in Heft 22: Der Wappenspruch von Sofia lautet: PACTE, HO HE CTAPE – Wächst, aber altert nicht. Es gewannen: 100 M – Hermann Pietzsch, Döbeln; 75 M – Sigrid Beck, Bad Blankenburg; je 50 M – Marita Eisenreich, Dresden; Gisela Schneider, Bad Salzungen; Margot Pätz, Freiberg.